

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Am Strande. Studien von G. Hermstein. (Schluß.) — Ein günstiger Moment. Von C. Kahler. — Nemi. Erzählung von Hans Wachenhusen. (Fortsetzung.) — Intime Briefe (mit Abbildungen). — Beim Stiergefecht. Von Lovera. — Die Mode (mit Abbildungen). — Moderne Handarbeiten (mit Abbildungen). — Wirthschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Schach. — Verschiedene Räthsel. — Aufösungen der räthselhaften Inschrift und der Räthsel Seite 80. — Correspondenz. — Notizen.

Am Strande.

Studien von G. Hermstein.
(Schluß.)

15.

Und bist Du nicht willig, so
brauch' ich Gewalt.
Goethe.

Nieder, nieder, stolzes Herz!
Wie du auch im Sturme stuthest,
Wie du ringst und wie du blutest,
Dennoch mußt du niederwärts!
M. Graf Strachwitz.

Marentia vernahm ein energisches Anklopfen. Der Kapitän trat ein. Die Malerin stand vor ihrer Staffelei, obgleich sie, da das Rouleau heruntergelassen war und die Lampe auf dem Tische nur einen undeutlichen Schimmer auf die Farben warf, natürlich nicht malen konnte.

Sie deutete auf Sopha und Stühle.

„Dante, ich stehe lieber. Was malen Sie denn da?“ sprach er unbefangen, indem er vor das Bild trat.

„Eine Strandstudie: heimkehrende Fischer.“ Die Hauptperson werden Sie erkennen, es ist derselbe Fischer, der uns neulich zum Sonnenuntergange in die See hinausführ.“

„Ja. Und hier steht auch das junge Weib, das den Knaben so fröhlich emporhielt, damit er den Vater ankommen sähe. — Werden Sie mir auch ein so freundliches Gesicht machen, wenn ich von meinen Reisen heimkehre?“

„Ich? Sie vergessen —“

„Ich vergesse nichts. Ich weiß, daß mein erstes Wort an Sie eine Kriegserklärung war, aber Sie nahmen sie prompt an und attackirten so geschickt, daß ich genug zu steuern hatte, damit die Torpedos Ihrer Malice das Schiff meiner Hoffnungen nicht in die Luft sprengten oder in den Grund bohrten. Ihre Taktik entzückt mich. Sie sind ganz die Frau, die ich brauche, denn ich habe stets behauptet, die Ehe müsse ein frischer, fröhlicher Krieg, kein fauler Frieden sein.“

„Aber Herr Kapitän —“

„Liebe Marentia, halten Sie doch den Pinsel nicht so



Ein günstiger Moment. Von C. Kahler.

drohend in der Luft, als wollten Sie damit auf mich eindringen. Ich weiß alles, was Sie sagen wollen.“ (Der Kapitän wunderte sich selbst über seine Beredsamkeit, — ja ja, nur keine Rede vorbereiten wollen!) „Sie meinen, daß ich um Sie in etwas ungewöhnlicher Weise geworben habe. Darauf antwortete ich: Sie sind auch etwas ungewöhnlich. Wäre ich artig gewesen, so hätten Sie mir, wie den Anderen, höflich guten Morgen und guten Abend gesagt und mich, sobald ich Ihrem Auge entschwunden war, vergessen. Wäre ich liebevoll und schmeichelnd gewesen, Sie hätten die Achseln über mich gezuckt und mir den Rücken gekehrt. Interessant bin ich leider von Natur nicht, es blieb mir also nur übrig, Sie zu ärgern, um Sie zu reizen und Sie zu zwingen, selbst in meiner Abwesenheit an mich zu denken. Ich hoffe, ja, ich bin überzeugt, daß Sie dies gethan haben, und deshalb erlaube ich mir jetzt, Ihnen folgenden Vorschlag zu machen: Wir schließen heut Abend einen Waffenstillstand, indem wir uns verloben und eröffnen den Krieg erst wieder an dem Tage, wo ich Sie als meine Frau heimführe. Einverstanden?“

Marentia stand erstarrt. Das sollte eine Liebeserklärung sein? Das eine Werbung? Da wollte sie doch lieber —

In diesem Augenblick wurde heftig an die Thür geklopft. Blitschnell sprang die Malerin dahin, öffnete selbst und ging hinaus, um die draußen stehende Person zu verhindern, den Kapitän in ihrem Atelier zu erblicken.

„Verzeihen Sie die Störung. Ist Edith hier?“ fragte die Stimme des Professors.

Die Malerin verneinte.

„Mein Himmel, sie ist auch nicht in ihrem Zimmer! Sie kann doch bei dem furchtbaren Wetter nicht draußen sein!“

Marentia hatte gar nicht beachtet, daß der Sturm aus-

gebrochen war; erst jetzt öffnete sich ihr Ohr dem Toben und Brausen der Luft und des Meeres.

„Rein, Professor, Edith ist oben,“ sagte heraustratend der Kapitän, „sie läßt sich vor Ihnen nur verleugnen. Gehen Sie ruhig wieder hinauf, vorher aber gratulieren Sie mir und meiner Braut.“

„Von ganzem Herzen!“ rief der Professor, indem er dem Kapitän die Rechte schüttelte und der sprachlosen Marentia die Hand küßte. Dann aber ging er sofort wieder hinauf und die beiden Anderen traten in das Zimmer zurück.

„Ich finde keine Worte, Herr Kapitän, um meine Empörung über Ihre Kühnheit auszudrücken,“ sagte die Malerin.

„Worte! Es bedarf keiner Worte!“ rief Roderich, den dieser Zwischenfall in die größte Lustigkeit versetzte. „Marentia, jetzt sind Sie gefangen! jetzt hilft Ihnen alles nichts, Sie müssen mein Weib werden, — Sie werden mich vor dem Professor doch nicht kblamiren wollen! Goldene Marentia, herzliche Distel, gib mir einen Kuß!“

Und noch ehe Fräulein Schmidt diese neue Zumuthung mit gebührender Entrüstung abweisen konnte, hatte er sie schon umfaßt und trotz ihres tapferen Sträubens an sein Herz gedrückt.

Marentia sah ein, daß einem so gewaltthätigen Manne gegenüber ihre Kraft zu gering sei, deshalb fügte sie sich mit Würde in das Unvermeidliche, und so geschah es, daß die Beiden noch vor Ablauf einer halben Stunde friedlich nebeneinander auf dem Sopha saßen und über ihre Zukunft sprachen, wobei Marentia's Anreden zwischen: Herr Kapitän und Sie, mit Roderich und Du, amüthig wechselten.

— Inzwischen hatte Herr von Prachs mit der vor Angst um ihre Herrin laut weinenden Kammerfrau jeden Winkel des ersten Stockes durchsucht und war zu der Ueberzeugung gekommen, daß Edith wirklich in Nacht und Graus fortgestürzt sei, zumal ein großer wollener Shawl fehlte, den sie oft Abends trug.

Sein Entschluß war sofort gefaßt.

„Ich gehe, sie zu suchen,“ sagte er hastig. „Sorgen Sie dafür, daß Edith ein warmes Zimmer und heißen Thee vorfindet, wenn sie zurückkommt!“

Damit eilte er die Treppe hinunter, an Marentia's Zimmer vorbei, zum Hause hinaus.

Edith hatte in der That die Villa verlassen. Sie hatte in ihrem Schlafzimmer ein Gefühl, als müßte sie ersticken, als schlug die schwüle Luft über ihr zusammen und benehme ihr selbst die Möglichkeit des Denkens; sie fühlte, daß, wenn der Professor sich den Zutritt zu ihr erzwänge, sie seiner zärtlichen Beredsamkeit gegenüber in dieser Stimmung verloren sein würde, und wie ein wundes Reh, das sich zu retten versucht, sprang sie bei diesem Gedanken auf und floh. Sie hatte sich ihren großen Shawl um Kopf und Schultern geworfen, war lautlos die Treppe hinabgeglitten und an den Strand geeilt.

Die Sonne mußte soeben hinter den gelben Wolken untergesunken sein, aber noch herrschte ein salbes Dämmerlicht, das die See wie eine häßlich graue, bewegungslose Masse erscheinen ließ. Da — ein zischender unheimlicher Ton durch die Lüfte, von Südwest her verbreitete sich fast plötzlich eine schwarze, mächtig große Wolke über den ganzen Horizont, und nun war es, als seien alle Elemente auf einmal entfesselt.

Binnen wenigen Minuten war die glatte helle Fläche der See in ein tobendes schäumendes schwarzes Wogenmeer umgewandelt, das brüllend an den Strand rauschte und höher und höher hinaufsteckte, übertönt von dem johlenden Sturme, der den Sand in Säulen aufwirbelte, vor sich hin trieb und raschelnd in das harte Dünengras warf, und von dem Donner, der unausgesetzt in betäubenden Schlägen krachte, als habe er nicht Zeit, die Blitze abzuwarten, die wie Schlangen an den Wolken hinzuckten oder in Zickzacklinien in's Wasser schlugen.

Edith war gleich bei dem ersten Ausbruche des Unwetters erschrocken stehen geblieben. In der Verzweiflung ihres Herzens hatte sie nicht Acht gehabt, wohin der Fuß sie getragen, jetzt fand sie sich von ihrer Wohnung weit entfernt, ohne Aussicht, sie noch zu erreichen.

O, sie wollte es auch nicht! Besser, hier draußen dem wüthenden Sturme preisgegeben sein und der Leidenschaft der Elemente unterliegen, als drinnen im sicheren Zimmer der beschwörenden Stimme des Professors gegenüber zu stehen und an ihrem, nein, an dem ganzen Mädchenstolze der Welt zur verächtlichen Verrätherin zu werden! O, daß der Sturm sie erfaßte und ins Meer wüfste! daß eine mitleidige Woge, weit herüberschäumend, sie in ihren Wirbel zöge! daß ein Blitz ihrem Elende ein rasches Ende machte! Dann wäre nicht sie es gewesen, die frevelerisch ihrem Leben selbst ein Ziel gesetzt und Gott, der barmherzige Vater seiner Kinder, der nachsichtige Gebieter seiner Geschöpfe, nähme ihre arme Seele in Gnaden an!

Wie ein schlantes Bäumchen wurde sie, während diese Gedanken ihr Hirn durchflogen und in ihrem Herzen wühlten, von dem Sturme gebeugt. Es wäre vielleicht das Räthlichste gewesen, sich weiter hinauf in den Strandsand zu werfen und so das Wetter über sich hinbrausen zu lassen, aber Edith

wollte der Gefahr nicht ausweichen. Sie taumelte allerdings mechanisch dem Damenbade zu, aber sie lächelte, wenn ihr bei einem besonders heftigen Windstoß der Gesicht der empörten Wellen herüber bis auf Gesicht und Hände sprühte oder ein Blitz ihr zeigte, wie sie dicht am Meere hinschritt, unbekümmert darum, daß eine Woge zuweilen bis über ihre Knöchel hinweg weit in den Sand vordrang.

Schon hatte sie das Damenbad fast erreicht, als der Sturm plötzlich eine der Planken von dem Gerüst losriß und ihr entgegenschleuderte. Sie fühlte einen Schlag an der Stirn und verlor das Bewußtsein.

16.

Ich weiß, ich hatte viel verschuldet,
Doch nicht so viel, als Du gemeint.
Und bitter hab' ich drum gebuldet,
Und blutig hab' ich drum geweint.
Seibel.

Als Professor von Prachs die Hausthür öffnete, benahm ihm der Wind im ersten Augenblick den Athem; schwankend hielt er sich an dem Gartenzaun, bis sein Auge sich an die mit leuchtenden Blitzen abwechselnde Finsterniß gewöhnt hatte. Daß Edith an den Strand gegangen, unterlag keinem Zweifel, — aber nach welcher Richtung dann weiter? Der Professor hätte Jahre seines Lebens darum gegeben, wenn er dies hätte erfahren können.

Sein Stolz, sein Trost waren gebrochen; er sah ein, daß er seine Macht überschätzt hatte, daß Edith lieber sterben wollte, als sich ihm über jene vermeintliche Schuld hinweg liebend noch einmal zuzuneigen, — und er kannte jetzt nur den einen Wunsch, ihr alles, alles zu gestehen. Sie würde ihm für sein frevelhaftes Spiel zürnen, aber in dem Bewußtsein, einen so viel schwereren Verdacht abzubitten zu haben, ihm sicher vergeben . . . und o! wie wollte er alles Leid, das sie seinetwegen getragen, tausendfach versüßen!

Von Hoffnung und Zweifel, von Reue und Sehnsucht getrieben, tastete er sich Schritt für Schritt vorwärts, über die Dünen hinweg nach dem Strande. Nun stand er am Meere. Ein Blitz, der zischend ins Wasser fuhr, so daß sich die Wogen wie toll emporbäumten, zeigte ihm, daß er weit und breit das einzige lebende Wesen am Ufer sei. Er war rathlos; eine leise Hoffnung blieb, daß Edith sich hinter das Damenbad geflüchtet, um so einigermaßen vor dem Sturme geschützt zu sein. Der Professor mußte, um dahin zu gelangen, dem Winde entgegengehen, denselben Weg, welchen Edith vorhin genommen, aber um dieser Hoffnung willen, so schwach sie auch war, hätte er es mit allen Schrecknissen der Erde aufgenommen.

Jeden Schritt vorwärts mußte er erkämpfen, aber wenn er auch zweimal zurückgeworfen wurde, ein drittes Mal gelang es ihm doch, und so drang er vor, langsam aber unentwegt, bis er noch etwa zwanzig Schritt von dem Gebäude entfernt war. Dort stieß sein Fuß an einen Gegenstand im Sande. Er beugte sich nieder — Gott im Himmel, es war ein Mensch! eine Frau! Und gerade jetzt kein erleuchtender, erhellender Blitz, nur ein Donnern und Knattern in den Lüften, daß das Gerüst des Damenbades ächzte und dröhnte.

Der Professor war in die Kniee gebrochen. „Gott, einen Blitz!“ war sein einziges Gebet.

Da kam die Erhörnung: der ganze Himmel schien in feuriger Flamme aufzulodern und zeigte ihm, wer da vor ihm lag.

„Edith, Edith!“ schrie der Unglückliche mit einem wilden markdurchschütternden Schrei, der alles übertönte, riß die leblose Gestalt vom Boden empor und schleppte sie höher hinauf, weil dort unten schon die Wellen an sie heranleckten.

„Edith!“ schluchzte er noch einmal, als er mit der theuren Last zusammenbrach. Er warf das Tuch von ihren Schultern, er horchte an ihrem Herzen, er fühlte den Puls, — und es schien ihm in seiner furchtbaren Aufregung, als ob nichts, nichts sich mehr rege! Das liebe Gesicht, die kleinen Hände waren kalt, todeskalt!

Da erfaßte ihn die Verzweiflung. Er warf sich über sie in den Sand und umklammerte die geliebte Gestalt mit beiden Armen.

„Ich will mit Dir sterben!“ schrie er außer sich. „Mußte ich Dich schon im Leben entbehren, so soll wenigstens mein Schatten mit dem Deinen vereint sein — ich habe ein Recht darauf, ich! ich habe Dich ja in den Tod gesagt! — O ich Narr, ich Narr des Glücks! Weil Deine zarte Seele mich liebte, zerbrach ich sie in meiner rohen Hand! Edith, Edith, schlage doch die süßen Augen noch einmal auf und sieh meine Reue, öffne noch für eine Sekunde, eine einzige kleine Sekunde Dein Ohr und höre, daß ich Dir nicht treulos war. Dir treulos! Eher hätte ich meine Mutter verrathen, eher diese verruchte Justine, um deren willen wir so elend geworden sind, mit eigenen Händen erdroffelt! Edith, hörst Du denn nicht? Ich war stets der Deine — kein Weib der Erde hätte mich von Dir abzuwenden vermocht, von Dir, die wahrhaft mein edleres Selbst war! — Und weil ich Dir das ein paar Wochen zu spät sage, bestrafft Du mich so hart? Sieh, wie mein Herz

zerrissen und zertreten ist — ist das nicht Buße genug? — Kehre zum Leben zurück, Du holder, holder Geist, — oder nimm mich mit hinüber zu Dir!“

So schrie und klagte er wild in den finsternen Graus hinein, bis endlich wieder ein langer flammender Schein über den Himmel zuckte und ihm Edith's Antlitz zeigte. Aber —

Täuschte ihn sein irres Auge, oder hatte der Gott im Himmel solch ein übergroßes, unsagbares, eben nur göttliches Erbarmen mit einem elenden Menschenherzen? Hatte er wirklich diese zarte, stolze Seele in ihre liebevolle Hülle zurückkehren lassen? Es war ihm gewesen, als ob die Augen, die er noch soeben um einen Blick angefleht, leuchtend und groß zu ihm aufgesehen hätten. Das Herz stockte ihm vor zweifelnder Freude.

„Edith, lebst Du?“ fragte er zitternd, indem er sein Ohr dicht an ihren Mund hielt.

„Ja, Otto,“ kam es schwach von ihren Lippen.

„Unverlezt?“

„Ja.“

Er schrie nicht auf, er riß sie nicht seligkeitstrunken an sein Herz, er trug sie nicht sofort in das schützende Haus; regungslos kniete er neben ihr im Sande, beide Hände an seine Stirn gepreßt . . . er betete. Zwar nicht mit Worten oder Geberden, nicht einmal mit Gedanken, aber jeder Tropfen seines Blutes, jeder Hauch seines Mundes war in diesem Moment eine Dankeshymne, die leuchtend wie eine Girandole gen Himmel stieg und zu Gottes Füßen niedersank.

Endlich beugte er sich wieder tief zu ihr hinab.

„Edith,“ sprach er feierlich, „laß mich Dir als erstes Wort in unserem neuen Leben sagen: ich bin unschuldig an Deinem Verdachte. Ich habe nur ein Unrecht begangen: Dir, als ich hörte, für wen Du Justine — Fräulein Just — hieltest, nicht sofort die Wahrheit gestanden zu haben. Justine ist meine Schwester, Edith, meine Schwester! Sie hat Schmach und Schande über unser Haus gebracht, schon in ihrem sechszehnten Jahre, wo sie mit einem Schauspieler davonlief. Wir verstießen sie und verboten ihr, unseren Namen zu führen. Aber begreiffst Du, daß ich, so wüß und verloren auch ihr Leben ist, sie nicht so tief sinken lassen konnte, sie die Geliebte des Ungarn werden zu lassen? Und weil der von seinem Plane nicht abließ und auf ihr Versprechen pochte, erschloß ich ihn, und Justine zwang ich, abzureisen, gleichviel wohin, nur zu uns durfte sie nicht, wir haben mit dieser moralisch Aussätzigen nichts mehr gemein. — Wie Du mich nun so plötzlich verließest, glaubte ich, Du habest das Geheimniß unserer Verwandtschaft entdeckt und mochtest von einem Manne, der eine so verlorne Person zur leiblichen Schwester hat, nichts mehr wissen. Edith, ich war in Folge der Wunde, die ich bei dem Duell erhalten, dem Tode nahe, aber schwerer noch traf mich Dein, wie ich annehmen mußte, herzloser Familienstolz. Freilich, wer durfte Dir zumuthen, eine solche Schwägerin erhalten zu sollen! Aber ich war bis ins innerste Herz getroffen. Ich verwünschte Dich, während ich Dich doch mit heißen Thränen zurücksehnte, ich fluchte Dir und liebte Dich doch! Edith, was Du auch gelitten haben magst, ehe Du heut vor Deinem eigenen Herzen und vor mir in die Nacht und den Sturm geflohen bist, — schlimmeres Leid kann es nicht gewesen sein! Deshalb, bei den Schmerzen, die ich damals um Dich, um meine verlorene Liebe getragen habe, darf ich Dich jetzt bitten: vergib mir, daß ich in sündhaftem Uebermuth Dich zwingen wollte, mir Deine Liebe einzugestehen, ohne daß ich Dich aufgeklärt hätte. Ich habe Dich mit meinem Frevel fast getödtet, und doch flehe ich, vergib, vergib, Edith!“

Unaufhaltsam, wie ein langgefesselter Bergstrom, der endlich die Schleusen gesprengt hat und nun mächtig über Fels und Stein dahinschießt, so war diese lange Rede von den Lippen des Professors geflossen. Er mußte alles, die ganze schwere Last von dem Herzen heruntersprechen, er hätte nicht eine Sekunde länger mit seinen Bekenntnissen zögern können. Indem er sprach, hatte er Edith in seinen Armen halb aufgerichtet, weil der wirbelnde Sand sie fast verschüttete, und wie ein hilfloses müdes lächelndes Kind hatte sie an seiner Brust gelegen und den Redestrom über sich hinbrausen lassen. Trotz des Sturmes und des Getöses von Meer und Donner verlor sie keinen Laut davon, und jedes Wort, jede Silbe klang ihrem Ohre wie das Hallelujah der Engel, wie Sphärenmusik, und als er schwieg, antwortete sie bloß:

„Alles, alles, Otto.“

„Und Du magst mich — trotz Justinen?“

„Trotz tausend Justinen, denn ich liebe Dich!“

Er preßte sie in namenloser Seligkeit fest an sich.

„Edith, so wahr ein Gott im Himmel lebt, ich will Dir mein ferneres Leben eine Belohnung für dieses Wort sein lassen!“ rief er bewegt.

Endlich erhob er sich.

„Fühlst Du Dich kräftig genug, zu gehen?“ fragte er.

„Wenn Du mich führst — ja.“

Er schüttelte den Sand ab, der dicht auf ihnen lagerte,

schlang den Arm um ihre schwache Gestalt und trug sie mehr, als daß er sie führte.

„Weißt Du noch . . . auf der Klippe?“ fragte er.

„O Otto!“ sagte sie nur.

So schritten sie vereint dahin, hinter sich den Sturm, neben sich das Meer, über sich den Donner, rund um die leuchtenden Blitze — aber sie fühlten und sahen von alledem nichts mehr. O Glück der Liebe!

„Otto,“ sagte plötzlich Edith, indem sie stehen blieb.

„Nun, Liebchen?“

„Wisse nun auch, daß ich bei Besinnung war, als Du mich am Bade fandest, denn das Brett kann mich bloß gestreift haben. Nur meine Schwäche ließ es nicht zu, die Augen aufzuschlagen, oder gar zu reden und in fünf weiteren Minuten hätte ich mich selbst aufgerafft. Und Du glaubtest, ich sei todt — Du bist mir ein schöner Doctor!“

Die beiden Glücklichen lachten in selbigem Uebermuth.

„Roderich und Marentia werden sich geängstigt haben,“ meinte Edith, als sie sich bis fast an die Villa hindurchgearbeitet hatten.

„Hm!“ machte der Professor, aber er sagte weder etwas von der Verlobung, noch von seiner Vermuthung, daß die beiden in dieser ersten Stunde ihres Brautglücks für keinen Anderen, und sei es die eigene Schwester, Zeit und Gefühl übrig gehabt haben würden.

Aber er hatte sich doch geirrt. Denn kaum öffneten sie die Hausthür, als die Malerin und der Kapitän ihnen aufgeregt entgegentraten; von oben erscholl ein Glücksschrei der alten Dienerin.

„Gott sei Dank, Dittchen! Wie haben wir uns um Dich geängstigt!“ rief Roderich, indem er die Schwester herzlich küßte.

„Böses Kind!“ sagte die Malerin, mit Thränen in den Augen. „Ist das eine Art, so in Nacht und Nebel davonzulaufen?“ und sie küßte sie gleichfalls.

Edith lächelte sie schelmisch an. „Ihr seid ja so zärtlich . . .“

„Ich erlaube mir, Dir in Marentia Schmidt meine Braut vorzustellen, Dittchen.“

„Und ich Dir in Otto von Prachs meinen Bräutigam, Nody.“

Nun gab es ein Glückwünschen, Fragen und Erzählen, obgleich der Professor in Edith drang, hinaufzugehen und sich ihrer Kammerfrau zu überliefern, bis diese endlich selbst unten erschien und kläglich sagte: „Aber Herr Professor, ich habe den Thee schon zum dritten Male heiß gemacht, und das Zimmer und das Bett werden auch wieder kalt.“

„Schon gut, ich komme,“ rief Edith fröhlich und ging hinauf. Schon hatte der Professor die Hausthür hinter sich geschlossen und war Roderich in seinem Zimmer, als Edith sich plötzlich an etwas erinnerte, noch einmal zu der Malerin hinunter eilte, ihr um den Hals fiel und flüsterte:

„O Marentia, wie glücklich bin ich — daß ich wieder beten kann!“

17.

Und der Wanderer zieht von bannen,
Denn die Trennungstunde ruft.
Und er singet Abschiedslieder.
Lebewohl! tönt ihm hernieder,
Tücher wehen in der Luft.

Franz Kugler.

Strahlend, gar nicht, als wäre sie gestern trübe und unheilverkündend untergegangen, stieg die Sonne am Morgen empor. Sie beleuchtete manch wilde Scene, umgebrochene und ausgerissene Bäume, eingestürzte Dächer und Wände, zerfallene Fenster, vor allem das noch heftig bewegte, brausende, jetzt herrlich dunkelblaue Meer, aber sie blickte auch in vier glückliche Gesichter, welche dem neuen Tage hoffnungsfreudig entgegenzusehen.

Da das Schiff schon um acht Uhr abfuhr und man bis zu dem Landungsplatze noch eine weite Strecke zu Wagen zurückzulegen hatte, so hatte man früh aufstehen müssen. Aber wie gern war das geschehen, welche ein glücklicher gemeinamer Morgentasse war es, den die Vier — denn der Professor, welcher die Geschwister nach Dresden begleiten wollte, war noch vor Marentia eingetroffen — in Edith's Wohnzimmer einnahmen.

Als mit unerbittlicher Pünktlichkeit der Wagen vorfuhr, erklärte Marentia, sie wolle „ihre Lieben“ noch bis an das Schiff begleiten; so ward der drohende Abschied von Roderich noch um eine halbe Stunde verschoben. Aber mit der Abfahrt ging es nicht so rasch, denn just als man einsteigen wollte, erschien Fräulein von Schütz mit ihrer Tante und im Hintergrunde Baron von Höning mit einem mächtigen Rosenstraube.

Das alte Fräulein bedauerte unendlich, daß sie gestern Edith's Abschiedsbesuch versäumt habe, daß das liebe Fräulein Haff schon heute abreisen müsse, daß ihr Fränzchen vor Schmerz darüber ganz aufgeloßt sei, um so mehr, da sie nun wieder auf ihre (der Tante) triste Gesellschaft angewiesen werde. Nur eins erfreute sie, daß es bei allem Sturme in

der Nacht nicht geregnet habe und sie somit Nachmittags zum Angeln gehen könne.

Edith hörte die lange Rede geduldig an. Wäre Zeit genug geblieben, die voraussichtlich eben so lange Gratulation entgegenzunehmen, so hätte sie der alten Dame ihre Verlobung angezeigt, so aber erwiderte sie nur lächelnd, daß, was Fräulein Franziska anlangte, sie ihr ihre künftige Schwägerin, Fräulein Schmidt, — hier that Franziska hinter dem Rücken der Tante, als siele sie in Ohnmacht — dringend empfehle, die noch bis zum Herbst in Misdroy bleibe und für Fräulein von Schütz sicher eine sehr freundliche und lebenswürdige Gefährtin sein würde.

Die alte Dame maß die Malerin mit einem forschenden Blicke.

„Sie sehen aus wie eine Künstlerin, — sind Sie eine?“ fragte sie mit unbefangenen sein sollendem Tone.

Da vergaß Franziska alle Etikette so weit, daß sie den Kapitän am Ärmel zupfte.

„Allerdings, gnädiges Fräulein!“ sagte dieser, „denn Fräulein Schmidt hat mein, von siebenjährigem Erze ummaueretes Herz einzunehmen gewußt, — das war gewiß eine hohe Kunst.“

„O natürlich!“ lächelte das alte Fräulein beruhigt, und sich zu Marentia wendend, sagte sie mit freundlicher Bitte: „Wenn Sie sich meiner Richte hin und wieder annehmen wollten, während ich angele, so würde ich Ihnen sehr dankbar sein.“

„Gern!“ antwortete Marentia ernsthaft, aber es war gut, daß hier der Baron an den Wagen trat und die alte Dame, um durch eine Vorstellung die Abfahrt nicht noch mehr zu verzögern, sich entfernte. Franziska blieb zurück.

„Baron Höning, wünschen Sie uns nicht bloß für heut, sondern für unser ganzes künftiges Leben eine gemeinsame glückliche Fahrt, — Fräulein Haff ist meine Braut,“ sagte der Professor.

„Ich erstarre!“ rief Fräulein von Schütz mit einer zweiten Ohnmachtsanwandlung, so daß im ersten Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit von dem Baron ab auf sie gelenkt wurde. Unter dem Lachen der Anderen kam Höning schnell zur Besinnung, er überreichte Edith den Strauß und küßte ihr glückwünschend und abschiednehmend zugleich die Hand. Dann schlug er rasch, noch ehe der Kapitän ihm seine eigene Verlobung hätte mittheilen können, den Weg nach dem Strande ein.

„Meine Actien stehen schlecht,“ flüsterte Fräulein von Schütz Edith zu, und laut rief sie: „Haben Sie für mich noch Platz auf Ihrem Wagen?“

„Versteht sich,“ antwortete Edith und zog die Kleine zwischen sich und Marentia. So fuhren sie endlich ab.

„Sie sind ja heut so blaß, Schmetterling,“ sagte Edith unterwegs theilnehmend zu Fräulein von Schütz.

„Eh, habe ich's gut gemacht?“ fragte diese triumphirend. „Zuerst freilich hatte ich mir aus Versehen die linke Wange blässer geschminkt als die rechte, aber ich konnte es noch redressiren. Uebrigens bedarf ich ja nun vorläufig der Schminkbüchsen nicht mehr.“ — Man hatte über den Ereignissen des gestrigen Tages ihren Plan gegen die Tante vergessen!

Am Landungsplatze empfing sie Edith's alte Dienerin; sie hatte bereits das Gepäck besorgt und Plätze im Schiff belegt, es blieb den Angekommenen nur übrig, Abschied zu nehmen.

„Auf Wiedersehen, Marentia!“ sagte der Kapitän kurz und küßte seine Braut. „Pflegen Sie sie mir gut, gnädiges Fräulein,“ empfahl er der kleinen Schütz, während er als erster in den Dampfer stieg . . . dort verschwand er hinter dem Schornstein. Die Nixen des Vieziger Sees erzählten, daß er sich auf der anderen Seite des Schiffes über Bord gebeugt habe und zwei Thränen in den See gefallen seien. Aber das klingt wie ein Nixenmärchen.

Edith und Prachs betreten das Schiff erst im letzten Augenblick und bleiben, als es sich prustend und stöhnend in Bewegung setzte, dicht an Bord, mit den Taschentüchern winkend, bis die beiden Malerinnen auf der Landungsbrücke ihren Augen entschwunden waren.

„Ich wundere mich, daß Sie nicht weinen, Marentia,“ sagte Fräulein von Schütz naiv unter Thränen.

Marentia sah mit erstem Gesicht zu Franziska nieder, mußte aber bei ihrem Anblick sofort lächeln.

„Kind, wünschen Sie sich die Schminke vom Gesicht, Sie sehen von den Thränen ja aus wie tätowirt.“

„Ach richtig, ich vergaß!“ entgegnete Fräulein von Schütz seufzend und rieb mit dem Taschentuch auf beiden Wangen.

„Nun, so fahren wir denn zurück, um die Erbschaft anzutreten.“

„Was für eine Erbschaft?“

„Eh, die Lilie hat mir ihren Schatten hinterlassen . . .“ sagte die kleine Dame schon wieder lachend, hat aber, da Baron Höning den nächsten Morgen Misdroy für immer verließ, nicht geruht, Marentia jemals über diese mystischen Worte aufzuklären.

N e m i.

Erzählung von Hans Wachenhusen.

(Fortsetzung.)

XI.

„Was ist mit Adriano's vorgegangen?“ fragte seitdem Herr von B. die schöne Lucile jedesmal, wenn der junge Mann sich von ihnen verabschiedete, und Lucile seufzte insgeheim, denn sie selber wußte nicht mehr sein Benehmen zu deuten.

Sie lag stundenlang in ihrer Matte im Garten und schaute in den Jasmin, in den blauen Himmel hinauf, ohne Antwort zu finden; sie war gerade jetzt gezwungen, täglich die sorgfältigste Toilette zu machen, denn es kamen Fremde über Fremde, die empfangen sein wollten, und was ihr sonst die liebste Beschäftigung, war ihr jetzt eine Last.

„Was ist mit Adriano's vorgegangen?“ fragte auch sie. Sie hatte ihn selbst schon gefragt, aber er hatte anfangs ausweichende Antwort gegeben, dann die Absicht geäußert, wieder Dienste zu nehmen, aber der Grund zu seiner Veränderung war nicht zu erfahren.

Adriano's war zerstreut, verstimmt. Wenn er durch die Schubra-Allée ritt, ließen Pferd und Reiter den Kopf hängen; seine Unterhaltung war zusammenhangslos, er sprach nervös, suchte die Gesellschaft zu meiden und machte in seiner Lebensweise Einschränkungen, die mit Erstaunen bemerkt wurden.

Endlich hieß es, Adriano's habe persönlich beim Rhedive um die Erlaubniß gebeten, wieder in sein früheres Dienstverhältnis eintreten zu dürfen, und Ismael Pascha habe das bewilligt.

„Ralph Gordon und dieser Andere, mag er sein, wer er will, sie werden mir willkommen sein!“ sprach er gefast vor sich hin. „Ich bin bereit, ihm Rechnung zu legen. Mag er denn Cassia zwingen, die Wahrheit zu bekennen, und sie wird das thun, wenn sie erfährt, daß ich arm bin wie sie . . .“

Adriano's kämpfte in sich mit dem Entschluß, Herrn von B. ins Vertrauen zu ziehen, aber das Familien-Gehgefühls verbot ihm, die Schwester preiszugeben.

Herr von B. war nämlich als junger Mann bei der Gesandtschaft in Athen beschäftigt gewesen und hatte den alten Grafen Palati, Adriano's Vater, gekannt, ihn als unbeugbaren Charakter geschätzt. In seinen Augen war es nur gerecht gewesen, daß das Schicksal den Sohn des unglücklichen Mannes so reich entschädigt; seinen Instincten als Weltmann aber wolt' es nicht gefallen, daß Adriano's, bisher Cavalier, so plötzlich allen Reigungen eines solchen zu entsagen schien. Indes, überzeugt, daß Adriano's um die Hand seiner schönen Tochter werbe, war er der Meinung, Lucile's gesellschaftliche Bedürfnisse würden die Sache, sobald sie seine Gattin, schon ins Gleichgewicht bringen.

Aber Adriano's seinerseits verleugnete jedes Gesellschaftsbedürfniß seit Kurzem in auffallender Weise. Er, der sonst die Seele der kleinen Soirées und Vereinigungen war, ohne die das Haus des Herrn von B. nicht zu denken, er suchte jetzt Vorwände und Entschuldigungen, wenn man ihn zur Unterhaltung der Fremden erwartete, die Herr von B. einladen mußte. Er zeigte eine Menschenscheu, während man seiner als einer Illustration der Gesellschaft bedurfte.

Lucile warf ihm oft unzufriedene, ermutigende Blicke zu und die machten ihn nur noch mehr befangen. Sie flüsterte ihm öfters zu: „Adriano's, was ist es mit Ihnen?“ und er hatte keine Entschuldigung; er blickte nur noch zerfahren, bat um Nachsicht, und verdiente sie doch nicht.

Lucile fand in ihrem Kummer Zerstreuung in ihren plötzlich so übergroßen Verpflichtungen als Dame des Hauses; sie lürnte ihm und vergab ihm, je nach Laune; sie hielt sich schadlos durch die Galanterien anderer Kavaliere, bevorzugte die Emin-Bey's, nur um Adriano's anzuspornen und that, als habe sie ihn nicht vermißt, wenn er gefehlt.

Adriano's seinerseits hatte triftige Gründe. Er erschrak vor dem Gedanken, daß man seinen Tändeleien mit der aufgeweckten Lucile so ernste Motive unterschob; er schämte sich der Voraussetzungen hinsichtlich seiner Verhältnisse, und beschämend war ihm eine Aufklärung derselben, wenn hierzu nicht schon seine veränderte Lebensweise genügt. Er floh auch die Gesellschaft, weil er jeden Moment befürchten mußte, sich Ralph Gordon gegenüber zu sehen.

Acht Tage waren verstrichen; er hatte nichts von Matoppo gehört und zitterte, wenn er erwog, wozu inzwischen dieser Verschlagenste aller Banditen fähig gewesen sein konnte.

Matoppo's Schweigen erschien ihm von der schlimmsten Bedeutung. Er suchte ihn ohne die Absicht, ihn wirklich finden zu wollen, in allen Kaffeehäusern und lugte in alle Spelunken der Muskieh und der arabischen Quartiere; er sah auch Filippus nicht, dessen Gesicht ihm als eines seiner Kindheitsgespielen im Piräus erinnerlich gewesen sein würde, und die Abwesenheit auch dieses Menschen, in welchem er

Matoppo's linke Hand vermuthete, erschien ihm von schlimmer Bedeutung. Er erwartete täglich auch, daß Cassia wieder erscheinen, daß er ihr irgendwie begegnen werde, und auch sie blieb unsichtbar.

So kam endlich der Tag von Emin-Bey's Festlichkeit im maurischen Schloßchen, von welcher Lucile sich die höchste Freude versprach.

Emin's Schwester war gestern eingetroffen mit einem Gefolge wie eine Königin aus dem Morgenlande. Emin hatte sie mit kostbar geschirrten Pferden und den elegantesten Equipagen abgeholt.

Fränkischer Aufwand, fränkischer Schnitt, fränkische Dienerschaft umgaben sie bei ihrer Einfahrt, als die Equipagen, jede mit einem Satz, einem Vorläufer, sie zum maurischen Schloßchen trugen. Die schöne Elda hatte aber Niemand gesehen; auch die Damen ihrer Begleitung hatten ihre Gesichter in weiße Schleier gehüllt. Emin selbst hatte auf seinem arabischen Rappen, von einem Jockey gefolgt, den Zug geschlossen.

Adrianos, als er am Mittage vor dem großen Festabend Herrn von B. seinen gewohnten Besuch machte, sprach von seiner Unentschlossenheit, denselben mitzumachen. Lucile erschien beleidigt; sie hatte die Absicht gehabt, ihn zu ihrem Cavalier zu erwählen. Ihr Vater hat im Namen des Festgebers; er, Adrianos, habe Emin seit seiner Rückkehr so kühl behandelt, der letztere werde eine Verletzung in seinem Fortbleiben sehen. Ohnehin werde ja, wie immer, Mangel an jungen Cavalieren sein.

Adrianos entfernte sich mit schwerbedrücktem Herzen, als er seine Zusage gegeben. Ihn war's, als sei er von unsichtbaren Feinden umgeben, von Gegnern, die ihm schlechend folgten, die jeden Moment ihm entgegenreten konnten: dieser Bandit, den er sich so thöricht aufgeladen, die Schwester, die ihn haßte, Ralph Gordon und dieser Andere, von dem Matoppo gesprochen, und dazu erhob sich auch noch der innere Feind, das Eingeständniß strafbaren Eigennutzes, der Fahrlässigkeit, mit welcher er die Wolsfahrt einer ihm anvertrauten Waise aufs Spiel gesetzt.

Er hatte sich zum Verwalter des Eigenthums dieses unglücklichen Kindes gemacht, hatte seinen Drang, in die Welt hinaus, mit dem Gute desselben befriedigt und fürchtete die Rechnungslegung, wenn man diese von ihm forderte. Eine unheimliche Empfindung sagte ihm, daß eine Katastrophe nahe: wie sich rechtfertigen, wenn Matoppo seine Anschuldigung öffentlich erhob und die eigne Schwester sie unterstützte! Er konnte und wollte nicht leugnen, daß er im Besitz von William Gordon's Vermögen sei, aber womit bewies er, daß er nicht Schuld an dem Tode desselben! Beide, Matoppo und Cassia, mußten das erstere argwöhnen, konnten das letztere als schönstes Mittel erfinden, um sich dieses Geldes zu bemächtigen. Was Matoppo ihm von der Schwester gesagt, mochte erlogten sein, da der Bandit sie nur als sein Werkzeug benutzte.

Er selbst mußte diesen Ralph Gordon finden, ehe er in die Hände Matoppo's fiel, in denen er verloren war, und diese Rettung war sicher die Verzeihung werth, die er, Adrianos, von ihm zu begehren hatte... Aber wo ihn suchen! Matoppo's freche Worte ließen vermuthen, daß Ralph Gordon bereits in Egypten weile; acht Tage waren seitdem verstrichen, Matoppo war unsichtbar, sein Spießgeselle Filippus mit ihm und Ralph Gordon wahrscheinlich bereits in ihren Händen.

Ziehernd erreichte Adrianos seine Wohnung wieder. Er war keines klaren Gedankens, keines Vorsatzes fähig. Matoppo, Cassia, Ralph Gordon, sie alle schwebten wie furchtbare, aber ungreifbare Schatten vor seinen Sinnen, und in dieser Stimmung, in einer Lage, in der ihm der Boden unter den Füßen glühte, sollte er sich an einer Festlichkeit theilnehmen, zu der die ganze kairinische Gesellschaft geladen war.

Morgen mit Tagesanbruch wolt' er fort; er selbst wollte suchen, und einen von den Dreien mußte er finden. Es galt zuvor die nöthige Ruhe zu erringen, um den Kampf zu bestehen.

Die Stunden verrannen ihm unter hundert Plänen. Er machte seine Toilette. Der Wagen hielt vor der Thür. Sein Diener meldete denselben und präsentirte ihm zugleich ein Billet.

Hastig, zerstreut öffnete er. Es enthielt nur die eine Zeile von der Hand des Herrn von B.:

„Nemi Gordon ist gefunden.“

Ein Seufzer der Erlösung hob sich aus Adrianos' Brust. Regungslos stand er da, bis endlich seine Hände sich falteten.

„Nemi gefunden!“... Er trat ins Fenster, um auszuhauchen, was ihm so schwer das Herz bedrückte. Da blickte ihm von der Straße aus einem vorüberjagenden Fiaker ein Gesicht entgegen, das sein Hochgefühl ersticke und ihn zurückfahren ließ: Matoppo, der grinsend zu seinem Fenster hinaufschaute und hinter den Bäumen der Esbekieh verschwand.

XII.

Die Welt übertrieb nicht, wenn sie die seltene Pracht des kleinen maurischen Schloßchens rühmte. Jener alte Afiate, Emin's Vater, hatte, obgleich Christ, dasselbe mit all der sinnlichen Verschwendung eines trägen Mohamedaners erbaut und war zum ewigen Paradiese hinüber gegangen, als er sich anschickte, dieses irdische zu beziehen.

Das Gebäude an sich, in einem mit hoher Mauer umgebenen Garten gelegen, war von mäßigen Proportionen und deshalb um so viel anmuthiger.

Wie ein Gedicht reichten sich um das Schloßchen die Filigranbogen in Hufeisenform, sich mit arabischen Koransprüchen verschlingend. Ganze Suren des Korans standen mit goldenen Schriftzügen auf diesen zierlichsten, mit Alhambra'schen ungewundenen Bögen, die üppigste Flora wuchs aus unsichtbarem Erdboden an den Wänden hinauf, und das Auge Gottes, von Meisterhand in Marmor gemeißelt, blickte, abwechselnd mit Halbmond und Stern, aus den vergoldeten Friesen.

Weiche seidene Kissen lagen auf dem Mosaikboden der um den kleinen Palast laufenden Estrade, mit Edelsteinen gezierte Nargilehs und Tschibuks, goldene Trinkschalen und poröse egyptische Krüge; große silberne Waschkübeln standen neben weichen asiatischen Teppichen; sattschwere Blattpflanzen gruppirt um die Eingänge, die über kleine weiße Marmorstufen in eine maurische, mit Orangerien besetzte Halle und von da in die Corridore führten. Jede dieser stets offenen Thüren bot dem Heraustretenden den Blick auf neun im Kreise stehende, von Palmen, Magnolien und duftendem Jasmin beschattete zierliche Kiosks, zu deren Füßen eine Quelle rieselte, um von da, nach dem alten Vorbilde des Generalis in Granada, das Wasser in ausgefleckten marmornen Handlehnen in die niederen Blumenpartien zu leiten.

Es war ein kleiner Palast, aus dem eine Fee, neidisch auf diesen nur ihr gebührenden Sitz, den alten weißbärtigen Erbauer ins Jenwärts getragen, um ihn ihrem Lieblinge, dem lebensfrohen Emin, zu übergeben.

Niemand kannte vor dem Tode des Alten das Innere dieser Festung. Fremde Baumeister hatten sie errichtet, fremde Arbeiter hatten daran geschafft und kein anderer Fuß hatte während der Arbeit das Innere der großen Ringmauer betreten dürfen. Fremde Gärtner hatten das Paradies um den Palast herum geschaffen, und als der alte weißbärtige Effenbi sich nach der Vollendung zum Sterben gelegt, wahrte die Bedienung, abgeschlossen von aller Welt, das Geheimniß, bis Emin das Siegel löste und seine Freunde in das Schloßchen lud.

Emin-Bey, der Abu-Dahab, der Vater des Goldes, wie der Araber jeden Reichen nennt, stand mit beiden Culten, dem christlichen wie dem mahomedanischen, auf dem besten Fuße; er speiste mit vornehmen Arabern alla turca, wenn er bei ihnen zu Gast war, machte ihre Gewohnheiten mit und man empfing ihn, wenn er erschien, mit großer Herzlichkeit. Er spielte den Lebemann und Cavalier, wie er aus der Pariser Schule hervorgegangen, in den Gesellschaften der europäischen Colonie, bestach durch seine persönliche Liebenswürdigkeit, war der flottesste Tänzer, ging keinem Abenteuer aus dem Wege und galt als das Herzblatt der Damenwelt. Er hielt den schönsten Marstall; gefiel es ihm, einmal in orientalischem Kostüm zu erscheinen, so trat er mit fürstlichem Pomp auf, von seinen Rabiern als Leibgarde umgeben; er liebte es indes, den Dandy zu spielen und seinen Jockey hinter sich zu haben.

Emin's Festlichkeit zu Ehren seiner Schwester Elda hatte natürlich durch die Localität vorwiegend ein orientalisches Gepräge, indes zeigte auch dies die Doppelnatur seines Wesens. Mahomedanische Dienerschaft in langem Kaftan und europäische Domestiken in goldstrotzender Livree bewegten sich im Garten, in den Kiosks und dem Schloßchen durch einander; europäische Büffets feuzten in weißen, von vergoldeten Lanzen getragenen Zelten unter der Last der kostbaren Service, während in den Kiosks die niederen orientalischen Tische mit silbernem und goldenem Aufsatze, kostbare Wassertröge und Trinkschalen die Gläubigen zum Mahl einluden.

Morgen- und abendländische Tracht herrschte auch in der großen Gesellschaft, die sich durch das mit Petroleumlampen beleuchtete Thor in den Garten drängte. Mahomedanischer Ernst bewegte sich schweigsam und gravitatisch neben europäischem Salonkostüm; man sah sogar einen der Kiosks mit zierlichem Gitter verschlossen, hinter welchem die dunklen Augen verschleierter Frauen neugierig auf das bunte, von Tausenden von Flammen erhellt Diorama hinaus lugten. Niemand hatte sie kommen gesehen, denn sie waren durch eine dunkle Galerie hereingeführt worden, und Niemand sah sie wieder verschwinden. Emin's Galanterie hatte nicht veräußert, auch den Harems seiner mahomedanischen Freunde wenigstens eine Augenweide zu bereiten, und diese dankten ihm durch ein freudiges Geseumme, wenn sie Emin's in ihrer Nähe ansichtig wurden.

Adrianos fand bei seinem Erscheinen die Gesellschaft be-

reits vollzählig, wie sie mit staunenden und entzückten Augen sich durch den Garten bewegte. Fast taghell war derselbe beleuchtet und grell spielten die Lichter auf den bunten Gestalten.

Lucile hatte für den Abend ein Anrecht auf ihn und doch war er so wenig gestimmt für eine Unterhaltung, wie das Mädchen sie liebte. Aber er mußte sie auffuchen, mußte ja ihren Vater sprechen.

Er bewegte sich vorwärts, hier und dort einen Gruß, ein Wort, einen Handdruck wechselnd, aber zerstreut, in nervöser Spannung. Er vermied seine intimen Freunde, immer suchend und ausweichend und sah doch plötzlich im Schatten einer hochaufstrebenden Nil-Mazie ein Antlitz vor ihm auftauchen, das er am wenigsten erwartete.

Matoppo war ihm entgegengetreten.

„Du erstaunst, mich hier zu sehen?“ sagte er lachend.

„Ich führe hier die Aufsicht über die Hilfsbedienungen; unser-eins muß ja seine Hand überall haben. Störe ich Dich nicht, so...“

Adrianos empfand einen Abscheu beim Anblick dieses Menschen. Er glaubte auf seinem Gesicht zu lesen, daß ihm ein neuer Bubenstreich gelungen.

„Es ist nicht der Ort hier!“ antwortete er ausweichend.

„Freilich! Aber... Du fragst nicht nach Cassia?“

„Nein!“

„Hm! Sie kann Dir und mir auch nichts mehr nützen. Sie ist ein albernes, ich möchte sagen verrücktes Geschöpf, das sich Alles selbst verdirbt. Ich habe recht viel Elend mit ihr gehabt.“

„Was willst Du also? Sprich!“ Adrianos ward ungeduldig.

„Nun, meinethwegen kannst Du es auch morgen erfahren. Ich will Dir heute nur sagen, daß dieser Engländer Dir keinen Kummer mehr zu machen braucht, und... der Andre auch nicht.“

Adrianos starrte ihn erschreckt an.

„Du hast...?“ Das Wort stockte auf seiner Zunge.

„Nun, es ging Alles recht gut! Er war ganz zufrieden.“

„Wer... Womit?“

„Du hast Recht, es ist nicht der Ort hier!“ brach Matoppo ab. „Ich wollte Dich nur vorbereiten, daß ich morgen zu Dir komme, nun mit Dir abzurechnen. Fünftausend Pfund muß Dir die Sache mindestens werth sein. Ich denke, mich danach von den Geschäften zurückzuziehen.“

Adrianos überließ ein Schauder. Er gedachte der Worte, die ihm dieser Bandit vor acht Tagen gesagt. Matoppo schaute ihn mitleidig lachend an.

„Wir sind also einig!“ sagte er trocken.

Adrianos, während er, sich verächtlich von ihm abwendend, in den Garten schaute, sah Herrn von B. in der Nähe des Schloßchens. Er vergaß den Burschen, zeigte ihm schweigend den Rücken und eilte davon.

„Ich hätte mehr fordern können!“ Matoppo schaute ihm achselzuckend nach.

(Fortsetzung folgt.)

Intime Briefe.

Constanze an Else.

III.



ranteste Else!

Herzlich erfreut mich Deine Antwort. Also bist Du nicht erzürnt, sondern entzückt? Du hast Dir längst solche vertrauliche Kritik gewünscht? Du weißt genau, daß Du eine „Unmasse von Untugenden“ besitzt? Du liebe Seele! wenn Jugend und Frohsinn Untugenden sind, dann freilich bist Du eine vollendete kleine Uebelthäterin.

Du klagst, Du wiffest nicht in edlerer Weise Deine Zeit auszufüllen. In der Musik wärfst Du Dilettantin, für ernstere Lectüre zu „unruhig“, Handarbeit wäre „Machwerk und Copie.“ Du irrst. Talent und Geschmac schafften auch hierin Gegenstände, die durch künstlerische Formen und Farben einen veredelnden Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Erinnerst Du Dich, wie oft wir über das Rubelissen Deines Onkels mit der zähnefleischenden Rage und über den Teppich Deiner Tante mit den tellergroßen Rosen lachten? Und wenn gar zur Weihnachtszeit Papa und Mama und die Geschwister und Freunde beschenkt werden sollten, wie haben wir uns dieser schönen Sitte, an deren tiefere Bedeutung wir damals noch nicht dachten, entledigt? Zudem wir Straße auf Straße abwanderten, in hunderterlei Läden von fremden Händen nach vorgezeichneten Mustern gefertigte Dinge kauften und dann mit vollen Körben und leeren Geldtaschen heimkehrten, im Stillen mißgestimmt über das anstandshalber vergeudete Geld. Daß unser Schönheitsfittin damals häufig durch diese uns von Musterfabrikanten octroyirten Erzeugnisse beleidigt wurde, fühlten wir ganz gut, ohne uns dagegen anzulehnen. Heute



Beim Stiergefcht. Von Lovera.

ist das anders. Du weißt, welchen erstaunlichen Aufschwung die kunstgewerbliche Fertigkeit auch in Bezug auf weibliche Handarbeit genommen hat. Als ich Berlin vor zehn Jahren verließ, war noch wenig davon zu spüren, doch heutzutage — nun, Du hastest mein Entzücken, als wir kürzlich die kunstgewerblichen Ausstellungen und Bazare besuchten. Und auf Dich, Du meine kleine, so leicht begeisterte Freundin, sollte dieser Umschwung von der früheren bunten und charakterlosen Massenfabrikation zur heutigen stilvollen Kunstfertigkeit keinen Eindruck gemacht haben — sollte Dich nicht zur Nachahmung reizen? Erinnerst Du Dich nicht der wundervollen, von Frauenhand gearbeiteten Dinge auf der Weihnachtsmesse im Architektenhause? Der großen, in Plattstich gearbeiteten und prächtig bordinierten Tischdecken von der Frau Professor D., der herrlichen Gold- und Silberstickereien von Toni Teichendorff, der köstlichen Buntstickereien von Toni Teichendorff, der mannigfaltigsten Weißwaaren? Diese Damen, von denen Du ja viele kennst, haben ihre Muster selbst erfunden. Warum solltest Du das nicht auch? Du besitzest entschieden künstlerische Veranlagung und hast sehr hübsch gezeichnet. Wenn Du also eine Mußestunde hast, so nimm ein Blatt und den Stift zur Hand und entwirf zierliche Arabesken, Blumen und Blätter, möglichst grazios und sauber, und Du wirst Deine Zeit nicht verloren haben, denn abgesehen von der gelegentlichen Verwerthung Deines Modells, hast Du Deinem Geschmack und Schönheitsgefühl neue Nahrung gegeben. Und wie wird es Dir leicht gemacht, Du Glückliche, die Du in der Großstadt lebst! Welche Fülle schöner Vorbilder bieten sich Dir dar, auf Schritt und Tritt! Nicht nur die kunstgewerblichen, mit trefflichen Abbildungen versehenen Werke, auch die Museen stehen Dir zu Gebote, Beneidenswerthe, die Du diese Fundgruben edelster Anregung viel zu wenig benutzest! Geh hin, guck rechts und links an den Wänden entlang, zu den Decken empor, bleib stehen und bewundere. Welche unvergleichlichen, so einfachen wie echt kunstvollendeten Vorbilder in den ringsum angebrachten Verzierungen und Malereien der Wände! Welch ein Reichthum der Formen und Farben! Da findest Du gothische, maurische, indische, persische Muster, auch wunderliche phantastische Linien. Nun wirst Du mir entgegen: „Ich kann doch nicht in's Museum gehen und mich da mitten im Wege, mit dem Zeichenbuch in der Hand, hinstellen?“ Freilich kannst Du das. Du brauchst dabei nicht mitten im Wege zu stehen, denn ein verdecktes Winkeltchen, eine Fenster-Nische findet sich dort überall, wo Du in völlig unauffälliger Weise Deine Studien betreiben kannst. Man wird Dich vorübergehend ansehen, doch das bist Du gewöhnt. Vielleicht wird man Dich sogar hier weniger ansehen als sonst, wo Dich das Augaffen der Stutzer und ähnlicher Herrchen belästigt, denn es ist eigenthümlich, daß die Beschäftigung mit etwas Verständigem und Gutem und nun gar mit der Kunst, dem Ausübenden in den Augen des Beobachters einen respect-erweckenden Nimbus verleiht. Wenigstens habe ich dies oft bemerkt, als ich vor Jahren das Museum besuchte. Denke mir, daß ich eine Zeit allen Ernstes daran ging, Porträtmalerin zu werden! Um mich zu üben, wanderte ich früh des Morgens, mit einem Imbis in der Tasche, meine Zeichenmappe unter dem Arm, in's Museum und copirte dort nach den Porträtbüsten in den unteren Hallen von früh 10 bis 4 Uhr. Und so monatlang Tag für Tag! Du kannst Dir denken, wie ich mein Museum lieb gewann und wie ich es kennen lernte! Nie bin ich durch lästige Neugier oder kecke Blicke gestört worden. Im Gegentheil, wenn ich plötzlich von den Besuchern bemerkt wurde, dann sprachen sie gewöhnlich leiser und gingen schneller durch den Raum, als wollten sie die Zeichnerin nicht stören. Siehst Du, meine Elfe, wenn man sich in dieser Weise selbstständig in die Welt hinauswagt, lernt man die Menschen oft besser von ihrer lebenswürdigen Seite kennen, als wenn man sich von ihnen abschleift.

Doch zurück zu unserem Thema! Du findest nicht nur in Abbildungen und Museen Anregung zu eigener Erfindung, sondern auf jedem Spaziergang durch die Straßen Berlins. Wie haben sich die Schaufenster unserer Läden herausstaffirt! Welche Schätze liegen dort offen und gefällig hinter den blinkenden Scheiben! Die sogenannten alten Lädenhüter sind verschwunden, verschwunden das frühere bestaubte Durcheinander. Jedes einzelne Stück ist ein kleines Kunstwerk und das Arrangement läßt ein solches Schaufenster Unter den Linden, in der Leipziger- oder Friedrichstraße oder am Rothen Schloß wie eine Ausstellung für sich erscheinen. Genire Dich nicht und bleibe ruhig stehen. Aber mußt Du Dich denn, wenn Du Deine freie Zeit erprießlich ausfüllen willst, auf Arbeiten der Nadel beschränken? Wie sehr hat die Majolikamalerei in Kreisen der Berliner Damen überhand genommen! Mit Recht! Gibt es etwas Reizenderes, als diese Schalen und Schüsseln, Tassen und Teller, Kannen und Krüge, Vasen und Figuren, geschmückt mit zart colorirten Gebilden von zierlichster Eleganz? Freilich erfordert diese anscheinend so leichte, fast spielende Kunst eine gewisse Technik, eine Menge kleiner Handwerksgeheimnisse, aber diese sind durch Uebung zu erreichen. Solltest Du weniger Geschick haben, als jene Damen? Und ist Dir das Material etwa zu zerbrechlich, so wähle haltbareres; entfalte Deine Kunst auf Holz und Marmor, Metall und Leder, Blüsch und Seide. Denke an Papa's Cigarrentaschen, Notizbücher, Portemonnaies, Mappen, an die zahllosen unentbehrlichen Gegenstände des täglichen Gebrauches. Einige anmuthige Striche — und Du hast ebenso viele kleine Kunstwerke geschaffen. Auch die Spiegel werden jetzt mit leichten Blumengewinden bemalt, was übrigens in Italien eine sehr alte Mode ist, die Du dort in allen Palästen und edlen Häusern vorfindest. Zur Blumenanfertigung kann ich Dir nicht rathen. Ich selbst habe mich eine Zeitlang mit Vergnügen damit beschäftigt und die weiße Rose, die Du neulich an meinem Hut bewunderst, ist unter meinen Fingern erblüht, aber die Deinen dürften so so minutiöser Hantrirung zu „unruhig“ sein. Nebenbei bemerkt: weißt Du, warum die Pariser Blumen so schön sind? Weil die Französin bei Herstellung der Modellblume und der Schablone nicht allein die Fertigkeit ihrer zierlichen Hände walten läßt, sondern weil sie botanische Studien betreibt, weil sie zeichnet und malt und die Natur mit künstlerischem Verständnis und gründlicher Bildung nachahmt. Du würdest staunen, sähest Du die Sorgfalt, mit welcher die Blätter gesormt, berippt, berandet und bemalt werden und wie genau dazu passend der Kelch, der Staubfaden, jeder Stiel, jede Knospe der Wirklichkeit nachgebildet wird, so daß Du nicht allein die Rose als solche,

sondern auch ihre Gattung erkennst: hier „solfataro“ (zart blaßgelb), „La France“ (rosa mit weißen umgeschlagenen Rändern), „Malmaison“ (weiß, in der Mitte rosa), dort die dunkelrothe „Jaques minot“, die gelbe „Marechal Niel“ u. s. w. Uebrigens hörte ich von einer Gräfin Vandissin, welche in Wien ein auf morphologische Studien basirtes Atelier für gemachte Blumen dirigirt und auf großen Ausstellungen erste Preise erhalten hat. Ist das nicht interessant? Eine andere lebenswürdige, alte Dame beschäftigt sich auch mit Blumen und zwar mit getrockneten, die sie zu Lampenschirmen, Fenster-vorsätzen u. dergl. mehr verwendet. Siehst Du, mein Schatz, dies ist eine Beschäftigung, wie für Dich erdormen. Du, die Du so gern in die freie Natur hinausfliegst und bei Deiner Heimkehr die Nieselfeldblumensträuße und bunten Kränze nicht zu lassen weißt, so fock hast Du Wald und Wiese geplündert — wie, wenn Du mit diesem Raube einen guten Zweck verbändest? Laß Dir erzählen, wie meine alte Dame es anstellt. Vom Frühling bis in den Herbst hinein wird gesammelt: zierliche Gräser und Blätter, bunte Blumen und Blüthen, auch Moos und am Wege wucherndes Unkraut, wenn es nur hübsche Formen hat, besonders aber schöne Farn aus dem Walde und die farbenprächtigen Ranken des wilden Weins zur Herbstzeit. Dies Alles wird sauber abgeplückt, sortirt, von allen dickeren Stielen und schadhafte Theilen gesäubert, dann auf losem Lösch- oder Zeitungspapier flach gedrückt, in einzelne Päckchen übereinandergelagert und durch einen großen Stein oder einen beliebigen schweren Gegenstand niedergedrückt. Die Hauptfache dabei ist aber nicht das Pressen, sondern das gewissenhafte Wechseln des feuchtgewordenen, umhüllenden Papiers mit trockenem. Die Dame läßt es sich nicht verdrießen, ihre Blumen und Blätter 6—10 Mal umzulegen. Dies nämlich ist das Geheimniß, die Farben in ihrer natürlichen Frische zu erhalten. Dies die Arbeit des Sommers. Nahen die langen Winterabende, dann breitet meine liebe Alte ihre Päckchen (alle dem Inhalt nach bezeichnet) um sich her und ordnet ihr Handwerkszeug, nämlich: ein Gefäß mit dickflüssigem Gummi, einen fingerbreiten Pinsel, ein Federmesser zum subtilen Anfassen der Blätter, eine Scheere zum Zurecht schneiden allzulanger Stiele u. s. w., scheidet nach einem steifen Muster ein überhandgroßes, längliches, oben schmales, unten breites Blatt (das beliebig ausgezackt oder an seiner breiten unteren Fläche languettenartig ausgeschnitten wird) von weißem Bauspapier, bestreicht es mit Gummi und legt nun die Blätter und Blumen zu einem Strauß zusammen, die Wirkung jedes Einzelnen erst am Lampenschirm probirend. Farbenharmonie und grazioser Gegensatz in der Zusammenstellung ist die Hauptfache. Neben größeren Blättern leichte Gräser; ein farbiger Mittelpunkt, etwa ein hochrothes, wildes Weinblatt, oder eine lebhaft gefärbte Blume, von Farnen oder Ranken guirlandenmäßig umgeben, macht einen sehr hübschen Effect. Die Lücken müssen mit kleinen Blättchen oder Blüthen ausgefüllt werden. Ist die Gruppe fertig, dann wird sie mit Gummi gleichmäßig besenkt, ein zweites Blatt darauf gelegt und mit einem Tuche fest überstrichen. Darauf wird es irgendwo beschwert aufbewahrt. Fünf Blätter bilden einen stattlichen Lampenschirm, den der Buchbinder für 25 Pf. zierlich zusammenfügt. Denke nur, daß die alte Dame hunderte solcher Schirme weithin, hauptsächlich nach England, versendet und durch den Erlös (der Schirm kostet 5—6 Mark) ihre allsommerlichen Vadereisen bestreitet.

Doch genug vom Thema schöner und nützlicher Beschäftigungen, zu denen ich noch rechne: Anordnung des Gartens, Uebersetzungen aus fremden Sprachen, Länderkunde (z. B. als Vorbereitung für projectirte Reisen nach interessanten Orten) und Vieles, Vieles mehr!

Eine unendlich wichtigere Frage liegt mir am Herzen, doch darüber das nächste Mal. Daß Du dem Professor von mir „vorgegwärmt“, ist brav. Gleichviel, was Du mit einem geschiedenen Manne sprichst, wenn es nur für die Herzensgüte der Sprecherin zeugt.

Addio carina mia!



Constanze.
Else an Constanze.
IV.

Herzens-Constanze!
ein, es war schrecklich!
d. h. es war eigentlich sehr nett, da ich aber gar nicht darauf vorbereitet war, so kannst Du Dir denken — ach nein! Du kannst Dir noch gar nichts denken. Ich muß schon von vorn anfangen.
Also, ich wollte in's Museum. Das ist leicht gesagt. Höre nur. Ach, fast schäme ich mich.
Aber es muß heraus.

Ich wollte also in's Museum. Ein Zeichenbuch, Bleisfeder und Gummi (elastikum!) hatte ich bei mir. Ich fühlte mich dadurch ordentlich erhoben, gewissermaßen legitimirt. Also weiter. Ich ging ordentlich stolz die Marktgrafenstraße hinunter, am Schillerplatz, Opernhaus vorbei, über die Schloßbrücke. Mir war's, als sähen mich alle Leute respectvoll an und sagten sich: das ist ein braves Mädchen. Sie hat Kunstsin, sie geht studiren. Schön. Ich schreite durch den Lustgarten, die prächtige Museumsstreppe hinauf. Mir war wirklich ganz feierlich zu Muth. Ich trete auf das Eingang-Portal zu. Es ist geschlossen. Das war sehr fatal. Ich ärgerte mich und hatte doch keine Ursache, denn war das alte Museum geschlossen, so war der Eingang durch das neue offen. Aber ich genirte mich vor den Leuten mit den Katalogen. Die hatten mir etwas zugerufen, aber ich hörte nicht darauf und that, als wüßte ich hier ungeheuer gut Bescheid. Man ist doch oft noch recht kindisch, nicht wahr? Ich mußte also umkehren und durch das neue Museum gehen. Wie ich so an der alten, dicken Obstfrau an der Ecke (weißt Du?) vorbeikomme, ist es mir auf einmal, als folge mir Jemand. Ich beile meine Schritte und husche hinein. Der Jemand bleibt hinter mir. Ich gelange in's wunderbare Treppenhäus, wo ich immer so

gern stehen bleibe und um mich sehe. Heute getraute ich mich kaum, die Augen aufzuschlagen, weil ich ganz genau fühlte, daß mich Jemand beobachtete. Wie ich nun so zwischen den beiden Niesen-Rossebändigern stehe und nicht weiß, ob ich mich rechts oder links wenden soll, ertönt plötzlich eine Stimme, eine bekannte Stimme: „Darf ich Ihnen als Führer dienen, mein Fräulein?“ Mein Professor, mein, unser Professor — nicht doch! der Professor war es. Ich war furchtbar erschrocken. Warum nur? Eigentlich mußte ich mich freuen, hier einen Bekannten zu treffen. Ich freute mich auch, war aber dabei so besangen, daß ich kaum wußte, was ich antwortete. Er sah mich an. So — forschend. Da fiel mir ein, was Du mir einmal gesagt, mit der Wahrheit käme man am besten durch. Also ich erzählte ihm Alles. Daß ich meine freie Zeit besser anwenden wolle, daß ich zeichnen, erfinden, studiren wolle und daß Du mir gerathen, mich nach schönen Vorbildern zu richten und daß ich nun hier sei, um diese zu suchen. Zudem ich so sprach, war ich wieder ganz munter und er ging neben mir her, als ob sich das von selbst verstände. So spazierten wir von einem Saal in den anderen, er zeigte mir Dies und Jenes, erklärte mir Allerlei und sprach dabei so interessant, so nett — weißt Du, er hat eigentlich eine merkwürdig wollautende Stimme! Ich hatte das früher nie bemerkt. Ueberhaupt — früher, wenn ich ihn so unter den anderen, meist jungen Herren sah, da erschien er mir so steif, so ernsthaft — fast verdrießlich. Besonders wenn er so die Stirn runzelte. Heute merkte ich, daß das nur eine Angewohnheit ist. Er ist gar nicht verdrießlich. Im Gegentheil! Und, merkwürdig — wie er so lebhaft sprach — wir standen gerade vor den nordischen Alterthümern, d. h. vor den Wandgemälden, welche Scenen aus der altgermanischen Göttersage darstellen. Du weißt schon! — und er ganz begeistert über Baldur, Odin, Freya und die liebliche Nana sprach, dabei die Blicke nach oben zu den Bildern richtete und sein ganzes Gesicht ordentlich verklärt erschien, da sah ich zum ersten Male, daß er doch eigentlich schöne Augen hat —

Aber siehst Du, so ist das! Nun bin ich schon auf der dritten Seite und habe Dir noch nicht die Hauptfache erzählt, daß er nämlich mit Papa und mir verabredet hat, mir, d. h. uns Allen „Conversationsstunden über die altgermanischen Göttersagen“ zu geben. Ist das nicht originell? Und bei traulichem Lampenschein, Abends, wenn ich meine Lampenschirme kleebe, will er mir, d. h. uns, nebenbei auch ein wenig Botanik beibringen. Was sagst Du dazu?

Mein Papier geht zu Ende und ich habe noch Deinen lieben Brief nicht beantwortet. Was schreibst Du mir doch? (Eine halbe Stunde später.)

Ich habe nämlich schrecklich nach Deinem Briefe suchen müssen . . . o, ich sehe schon Dein spöttisches Lächeln. Du meinst: wieder eine halbe Stunde verloren! Ja, Herzens-Constanze, auf einmal kann man seine Natur nicht umwenden! Du mußt schon ein wenig Geduld haben. Mühe gebe ich mir gewiß.

Daß ich das Blumen-Pressen u. s. w. bereits mit Leidenschaft ergriffen, schrieb ich schon. Die Majolika — (ich dachte immer, das sei eine Blume —?)

(Wieder eine halbe Stunde später.)
Habe eben im Conversationslexikon nachgesehen, was eigentlich Majolika bedeutet. Habe dabei auch die Blume gefunden. Sie heißt Magnolie. Natürlich Magnolie. Würde der Professor hier gewesen, er hätte es mir gleich gesagt. Ob die jungen Lieutenanten und Referendare, die mir so eifrig den Hof machen, es auch gewußt hätten? Uebrigens ist diese halbe Stunde doch nicht verloren! Ich habe ja Etwas gelernt. Ach Constanze! Ich möchte schrecklich viel lernen! — — —

Wo war ich denn stehen geblieben? Ach so! Ja. Also trocken und kleben will ich, auch übersetzen, Geographie und Botanik treiben! —

Aber jetzt adieu! Ich bin sehr eilig! 1000 Grüße!
Deine
Else.

Schreibe mir auch, was Du von den „Conversationsstunden“ denkst.

Ich möchte Dir so gern noch Etwas sagen — aber ich weiß nicht . . . Ach, es ist ja nichts Böses! Denke nur, als sich der Professor heute empfahl und ich ihm wie gewöhnlich die Hand reichte — erröthete er. Ist das nicht sonderbar? Ich habe noch nie einen Mann erröthen sehen.

Arme Constanze, ich habe gar nicht nach Deinem Befinden gefragt. Wie geht es Dir denn? Wie sieht es in Flatow aus? Ist der See schon zugefroren? Mit dem Schlittschuhlaufen scheint es noch immer nichts zu werden. Uebrigens mach' ich mir diesmal nicht so viel daraus. Aber ich freue mich auf den Frühling. Ach so sehr!
Else.

Unsere Illustrationen.

Ein günstiger Moment. Gemälde von C. Kahler. Günstige Momente haben die Eigenschaft, daß sie noch rascher vorüberzugehen pflegen, als alle anderen, besonders sehr viel schneller, als die ungünstigen. Die Göttin der Gelegenheit trägt bekanntlich das Paar am Hinterhaupt glatt geflochten. Kehrt sie einmal um den Rücken, so bietet sie uns nichts, woran wir sie festhalten könnten. „Die Locken fallen ihr, dunkel und reich, nur über die Stirne herab.“ An ihnen muß der Glückliche sie ergreifen, dem sie ihr freudliches Gesicht zeigte. Dieser Theil des ihr von Goethe geschriebenen Signalements paßt so genau auf das „bräutliche Mädchen“ des Kahler'schen Bildes, daß wir in dieser schlanken jungen Dame die Verkörperung der holden Göttin sehen möchten, welche bekanntlich unzählige, immer wechselnde Gestalten anzunehmen vermag. Sie eilt zwar nicht flüchtigen Schrittes vorüber auf dem Riesweg der Parkterrasse; sie wandelt ohne Hast dahin. Aber wenn jene Beiden dort, welche sie so nahe an sich vorbeipassiren sehen, den günstigen Moment nicht ungenutzt verjäumen wollen, so ist es für sie die höchste Zeit. Das klar bestrahlte hübsche Gesichtchen lächelt noch erwartungsvoll. Jedem der Beiden, denen das Lächeln gilt, fehlt's indess noch an Entschluß und Willen, wie sehr sie auch die Anmuth der ganzen Erscheinung erfreut und interessirt. Vielleicht zum Glück für alle an dieser klei-

nen Partycene Theilnehmern! Der rasch ergriffene „günstige Moment“ auf diesem Gebiet des Lebens hat vielleicht öfter zu trüben und unvollkommenen, als zu beglückenden Konsequenzen geführt. Auch in solchem Fall greift man ahnungslos, wie in einen Loostopf, in die dunkle Zukunft, in welcher die guten Nummern unter den Rieten fast verschwinden.

Der Maler dieses Bildes, Carl Kahler in München, hat durch Bilder aus dem Leben der modernen eleganten Welt manchen Erfolg errungen. Auf der vorjährigen Berliner Kunstausstellung machte sein Gemälde „Die Königin der Saison“ (eine Damen- und Herrengruppe in einer prächtig decorirten Opernloge) verdientes Aufsehen durch die gelungene Charakteristik und mehr noch durch die große Energie und Wahrheit der Farbe. Das Landschaftliche versteht er, nach diesem „Günstigen Augenblick“ zu urtheilen, nicht weniger geschickt zu behandeln.

Beim Stiergefäch. Gemälde von Llobera. Es ist eine bedauerliche Wahrnehmung, daß sich auch diesseits der Pyrenäen alljährlich die Zahl derer vermehrt, welche von einer hinter der spanischen wenig zurückbleibenden Passion für die Stiergefäch befestigt sind. Freilich wird uns diese Thatsache niemals die Furcht erwecken dürfen, auch unsere Damen könnten einst sich zu einem ähnlichen Cultus dieser packenden und erschütternden Schauspiele des männlichen Hellemuths, der Kraft, der Geschicklichkeit und Eleganz und der graujamen Marter gepeinigter Thiere aufschwingen wie jene dunkeläugigen Spanierinnen auf dem Bilde Llobera's. Was sind alle Triumphe, welche die Begeisterung entzückter Frauenherzen bei uns dem genialen Virtuosen, Sänger oder Schauspieler bereitet, im Vergleich zu den Rundgebungen eines halb wahnsinnigen weiblichen Enthusiasmus, mit denen die spanischen Damen, die höchsten wie die niedrigsten, den Torero und seine Thaten in der Arena belohnen! Jenes wahrhaft rauchende Beizeigen des weiblichen Publicums der spanischen Stiergefäch kommt auf unserem Bilde freilich noch nicht zur Darstellung. Schildert dasselbe das Publicum einer aristokratischen Gallerie doch nur in einem Moment der höchsten Spannung, welche die Blicke der schönen Zuschauerinnen wol auf den Vorgang da unten festbannt, aber zunächst in den davon völlig absorbirten Seelen die Fähigkeit zu lauten Kundgebungen und Ausbrüchen einer leidenschaftlichen Begeisterung lähmt. Ebenso charakteristisch wie die Gestalten dieser Zuschauerinnen, die Blicke und die Mienen ihrer Gesichter, sind die ihrer Cavaliere, der echten „aficionados“, raffinierte Kenner und Amateurs des Stiergefächsports. In dem hier dargestellten Moment steht der letzte entscheidende Stoß, der Meisterreich, von dessen vollkommen eleganter, sicherer und unmittelbarer tödtlicher Ausführung der Ruhm und das Glück des Stiergefächers abhängt, noch bevor. Seine Verehrer und Verehrerinnen harrten in fast angstvoller Erwartung. Bald aber wird das weite Amphitheater erbeben unter dem jauchzenden Beifall der Zehntausende, welche auf den glücklichen Sieger gleichzeitig einen Hagel von Gegenständen aller Art: volle Börzen, Goldstücke, Früchte, ihre Hüte, Jacken, Spitzentücher herabschleudern, zum Zeichen ihrer entzückten Bewunderung. Und Ritter Delorges hat von den Augen der Gräfin Kunigunde schwerlich sicherere Verheißungen seines nahen Glücks empfangen, als sie dann aus den dunkeln Sternen dieser Spanierinnen dem Torero entgegenstrahlen werden. Diese aber brauchen wol nur in den seltensten Fällen zu fürchten, solche Verheißungen in so ungalanter Weise erwidert zu sehen, wie durch jenen stolzen und empfindlichen Cavalier vom Hofe des Königs Franz. L. P.

Die Mode.

Paris, im März.

Nein, verehrter Herr Redacteur, keine so triumphirende Miene! Ihre pessimistischen Voraussetzungen treffen nicht zu. Da bin ich doch! Treu meiner Mission und eingebend Ihres Auftrages, schreibe ich Ihnen mitten aus dem pulsirenden Leben der Weltstadt. Oh, welch ein eigenartiger Zauber liegt in dem Bewußtsein, wieder einmal in dem hetzeren, lebensfrohen Paris zu sein, dem Ziel meines modefüchtigen Strebens und der Mode in das wechselvolle Antlitz zu schauen!

Nennen Sie mich immerhin trivial; in einer geheimen Falte Ihres Herzens regt sich dennoch eine leise Zustimmung und wäre es auch nur — um des Bazar willen.

Ja, er ist ein Tyrann, dieser Bazar, seine Macht verfolgt mich despotisch, denn die Gedanken an die Mode überfluthen mich fast hier. Oder ist es der Einfluß meines vis-à-vis, des Ateliers von Worth, dessen einfache Firma in der Rue de la Paix mein begehrliches Auge wie Flammenschrift bannet? Aber zu meiner Entschuldigungs sei gesagt, daß die Pariserinnen unter gleichem Banner stehen. Ich sehe sie, ich beobachte sie, die eleganten Fußgängerinnen und die vornehmsten Damen, die den Equipagen entsteigen, um ihre Toiletten von diesem nie entthronten Monarchen der Moden dirigiren zu lassen, und glauben Sie es nur, Paris feiert seinen Frühling in der Mode wie wir, hier wie bei uns zu Lande ist die Parole der neuen Saison: die „haute nouveauté.“

Ich versprach Ihnen, dem Hut, dem Bijou der Pariserin, einige Aufmerksamkeit zu widmen. Es überkam mich bisweilen die Laclust über die wahrhaft ungeheuerlichen Dimensionen der Hütentempen, und ich fragte mich, ob das darunter verborgene, interessante Gesichtchen Versteckens spielen wolle, oder ob die Tendenz vorherrschend, ihm eine kleibare Folie zu geben. Lassen wir die Frage offen. Sie beeinträchtigt die Thatsache nicht, daß der Hut



„directoire“ mit spigem Kopf, mit weit vorgehobener, an den Seiten nach herabgedrückter Krempe wahre Triumphe feiert. Die Modistin wählt ihn aus Brüsseler und englischem Strohgewebe, aus

manille naturelle (lehmfarbener Manillageflecht) und gefärbtem Manilla in dunkelblau, braun, olive, vert-mousse oder aus Kopfhargeflecht. Dieses gilt als das eleganteste Genre, und die Pariser hat gelehrt, daß es trotz des hohen Preises ein sehr schätzenswerthes Material sei. Die Garnitur der Hüte ist mit Phantasie und Geschmack arrangirt. Jeder einzelne trägt das cachet der Grazie, ohne daß hier oder dort eine Farbe oder der Verbrauch von Stoff, Federn, Blumen oder Agraffen als dominirend zu bezeichnen wäre. Man weiß eben alles geschickt zu verwerthen, schmale und breite Bänder von satin, Serge und Noirée, alle erdenklichen Gazearten neben spanischer und antiker Seidenstippe, lang wallende Federn und kleine Tufts, sogenannte panachés von Federspitzen und dann — Blumen und wieder Blumen! Kennen Sie das Geheimniß der künstlichen, französischen Blumen, Herr Redacteur? Ich wette, nein! Denn dann würden Sie meinen Enthusiasmus für die Blumen im Genre Espiault nicht belächeln können. Es sind kleine Zweige, Tufts oder Ranken einer Blumenart, so farbenfrisch und naturwahr, als hätte die schmale, weiße Hand der Französin sie im Vorübergehen dem duftenden Korbe der kleinen Verkäuferin entnommen, der eben aus Nizza eintraf, dem paradis des fleurs et du soleil. Doch nicht die Hüte allein documentiren die Vorliebe für die Blumen, auch den eleganten Sonnenschirm aus glattem schwarzen satin sieht man häufig mit einem Zweig solcher Blumen geschmückt, die in der Farbe mit dem Hut und der übrigen Toilette correspondiren. Die Sonnenschirme sind fast ausnahmslos als groß zu bezeichnen; vorwiegend in dunkler Farbe, schwarz und braun, sind sie vielfach mit belebender Stickerei von farbiger Seide und feiner Chenille verziert. Auf den einzelnen Theilen der Schirme gewahrt man Blumenzweige, oder den ganzen Schirm ziert ein Kranz aus Beeren, Blüten und Blättern in schräger Richtung placirt. Für die spätere Jahreszeit spricht man Schirmen aus starkem, groblöchrigem Tüll, Ananastüll genannt, der eine zur Toilette passende Unterlage von farbiger Seide erhält, den Preis zu. Die Schirmgriffe sind geradezu extrabagant in Form und Größe. Theils repräsentiren sie Thierköpfe, theils phantastische Nachbildungen aus der Thierwelt, die sich in Gestalt von Schlangen, Eidechsen oder Greifen um das Handgelenk legen und weit genug sind (ihre Länge beträgt bisweilen 20 Cent.), um die Hand hindurchgleiten zu lassen. Die Kette ist dadurch entbehrlich geworden, aber man ersetzt sie an einzelnen Schirmen durch Seidenschmüre mit Pompons.

Ich kann nicht schließen, ohne noch eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen uns zum einheitlichen Ausgleich zu bringen. Meine Beobachtung hat mich gelehrt, daß die französische Dame ihre Chausüre sowol mit dem Pompadourhaden als auch mit dem englischen flachen Absatz trägt; nur daß sie letzteren dem derben, festen Schnürstiefel aus Kid mit Sechshundbesatz anfügen läßt, den sie zur Reise anlegt. Im Uebrigen beglaubigt sie ihren Geschmack



vor wie nach für die toilette d'intérieur durch die exquisiten Schuhe im Genre Pompadour aus glattem oder damascirtem Seidenstoff, mit Besatz aus bronzirtem Leder, oder ganz aus solchem und farbigem Seidenstoff-Passepoil, der den Besatz markirt. Reizende Schuhe zum Schnüren aus Kalb- oder Stiefelleder mit Gummizug aus Stoff mit Besatz von Ziegenleder sind für die Straße oder die Promenade bestimmt. Und nun, Herr Redacteur, ein Gottbefohlen! Mein Wanderzug, Sie wissen es ja, treibt mich nach Nizza, la bella Nizza, wo ich die epochemachenden Toiletten bewundern will.

Moderne Handarbeiten.

Wie auf dem Gebiet der Trachten macht auch auf dem der weiblichen Handarbeiten sich die Mode geltend. An diese sich anlehnd, erweitert sich der Bereich der Arbeiten von Frauenhand zum Schmuck des Hauses mehr und mehr, und geradezu erstaunlich ist der Einfluß, welchen die gegenwärtige Kunstperiode auf die Fortschritte und die Produkte derselben ausgeübt hat. Letztere erscheinen in so reicher Fülle und Mannigfaltigkeit, daß die technischen Nummern des Bazar bei ihrem durch das reiche Material so knapp bemessenen Raume nicht im Stande sind, alles Gebotene nach Wunsch zu berücksichtigen.

Wie überall, so auch hier, unterstützt die Maschine die Leistungen der Hand. Die Plattstichstickerei, früher mit Ausdauer und Mühe im Rahmen ausgeführt, sehen wir heute in gleicher Vollendung als Maschinenstickerei, und es gehört ein geübtes Auge und einiges Verständniß dazu, sie von der Handstickerei zu unterscheiden. Stilisirte Blumen, Arabesken, Zweige werden auf diese Weise mit Seide, Wolle oder Garn hergestelt und dienen zur Application auf andere Stoffe, die sich weniger für den Plattstich eignen, wie z. B. Canevas, Gazeleinen, Tüllgewebe etc. Die Verwerthung dieser Stickereifiguren ist empfehlenswerth, denn außer der Ersparniß an Zeit und Material ermöglicht sie eine sehr gefällige Zusammenstellung verschiedener Stickereikarten. In dieser Manier sah ich ein Rückentüsch. Der Canevasfond, dem ein Blumenzweig applicirt war, zeigte eine Füllung im verfehten Smyrnaftich, und zwar war die untere Stichelage mit Wolle, die obere mit Seide gearbeitet, wodurch ein hübscher Effect erzielt wurde. Die Plattstichfigur (Abb. 1) war ihrer Außencontour entlang mit Seide in entsprechender Farbe in geradem Plattstich auf dem Canevas befestigt. Außer zu obigem Zweck eignen sich diese Figuren, die einzeln künstlich sind, für Fußstüchen, Decken, Vorbüden, selbstverständlich können sie jedem anderen Stoff applicirt werden.

Für die Kategorie der Kissen bietet sich übrigens reiches Material dar, welches die Textilindustrie vervollständigt. Als sehr effectvoll ist die Art zu nennen, Velourstoff mit hellem Grunde und eingewebten stilisirten Blumen mit abstehebendem, dunklem Plüsch zusammen zu arrangiren. Ersterer gelangt zu prächtiger Wirkung durch kleine glänzende Metallperlen, mit welchen die Stiele, Blätter und Blumen dicht umrandet sind. Die Perlen entsprechen in der Farbe jeder einzurandenden Figur, und durch eine hellere und

dunklere Nuance derselben ist außerdem Licht und Schatten markirt. Die Abbildung 2 zeigt eine solche mit Perlen umrandete Dessinfigur. An der Vorlage, der sie entlehnt wurde, ist das quadratförmige



Mittelfstück des Kissens aus Velourstoff. Die Umrandung desselben bildet rostbrauner Plüsch, auf welchem mit Seide von den Farben der Perlen eine Plattstichbordüre gearbeitet ist. Eine Bizzarerie möchte ich das Rückentüsch Abb. 3 nennen. Es ist ein wahres Charivari von Farben, geometrischen Figuren und Dessins, von Arabesken, Blumen und japanischen Motiven. Nicht viel auf so kleinem Raum! Aber dieses Wirrwal wirkt keineswegs unruhig und wir befürworten diesem Kissen einen Platz im genialen Durcheinander eines Salons von unbestimmtem Gepräge, während die Kissen und Stickereien in altdeutschem Stil sich wol nur für einen Raum eignen, der in gleichem Genre ausgestattet ist. Die ornamentale Verwerthung alt-



deutscher Motive und Dessins befindet sich auf dem Höhepunkt, denn mit Vorliebe wählt man Figuren, wie mittelalterliche Gemälde und Costümbilder sie überliefern. Knappen, Edelbame, Falkenträgerinnen etc. bilden die Mittelfstücke der Stickereien für Kissen, Banner für Kamine und Ovenschirme. Die Figuren sind in petit point auf Canevas in matten, verblühten Farben ausgeführt, die Vorbüden in Kreuzstich, zumeist altdeutsche Dessins, sind den Motiven des Mittelfstückes angepaßt. Neben diesen Producten specifisch altdeutschen Stiles sind die anmuthenden und uns mehr vertrauten Kreuzstichstickereien in Blumendessins für Teppiche, Stuhlbordüren etc. ebenso an der Tagesordnung. Sie zeichnen sich durch geschmackvolle Zeichnung und Zusammenstellung der Farben aus, deren gedämpfte Töne an alte Gobelins erinnern. Alle Nuancen, die der Verbrauch an Wolle, Seide, Plüsch, satin etc. fordert, sind eigentlich nur ein Echo der früher so warmen und satten Farben. Hin und wieder begegnen aber auch diese unserem Auge und sie erfreuen es wie der belebende Sonnenstrahl, denn heiter und sonnig in Motiv und Farbe sind die kleinen allerliebsten Roccocoenen, die in dieser Saison mit den imitirten Stoffen jener Zeit zugleich erstanden. Wie geschickt hat man ihre Verwerthung erdacht und mit wie geringer Mühe läßt sich ein reizender Zimmermischmuck herstellen wie der mit Abb. 4 gegebene Kaminschirm. Sein Gestell besteht aus vergoldeten Rohrstäben, an welchen ein gefalteter Stofftheil aus olivgrünem satin befestigt ist, der dem in der Mitte angebrachten Roccocobild als Folie dient. Diese Roccocobilder sind nichts anderes als bedruckte Grottones, deren Farbwirkung durch Nachhilfe von Stickerei in Seide und Chenille erhöht wurde. Mit letzterer ist auch die Sammetgewandung in Plattstich überdeckt, während die Falten der Seidenstoffe durch Seide im point-russe markirt sind. Allerliebste wirken die im Knötchenstich von weißer Seide gearbeiteten Perrücken, auch der durch farbige Seide belebte Fond, wie Baumstämme, Laubwerk, Blüten etc. Des Malens kundige Damen können übrigens diese Nachhilfe ebenso gut mit dem Pinsel vollführen oder auch das ganze Roccocobildchen in Malerei herstellen. Noch sei bemerkt, daß die so verwendeten bedruckten Grottones in allen Möbelstoffhandlungen zu haben sind.



Blenden deren Contrast der Farben gibt es kaum als: Goldstickerei auf rothem Sammet, die Signatur orientalischen Geschmacks. Solche Ausführung zeigt das Kissen, das dem Sessel Abb. 5 als Polster dient. Das hübsche und praktische Arrangement dieses Sessels aus vergoldetem Rohr ist zu empfehlen, denn das lose aufliegende Kissen kann von beliebigem, zur Zimmereinrichtung

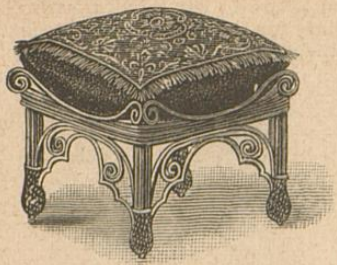


Abb. 5

hergestellt, glatt mit olivfarbenem Plüsch bekleidet und auf dem Deckel mit einem Monogramm in Goldstickerei versehen. In dieser Art lassen sich viele Gegenstände, deren Grundform aus rohem Holz oder Pappdeckel besteht, wie Handschuhkasten, Mappen, blocs zc. arrangiren, und sie gewinnen durch die gebiegene Einfachheit oft mehr, als durch reichen Zierrath von Stickerei.



Abb. 6.

bas, wie ich constatiren kann, zufolge seiner Ergiebigkeit die meiste Anerkennung und Ausdehnung gewonnen hat. Schon die zarten Händchen unserer Kleinen liefern als erstes Kunstwerk ein Deckchen in Kreuz- oder Kettenstich, und in dieser einfachen oder primitiven Art der Ausführung liegt der Keim zu der künstlerischen Vollenbung, welcher sich einzelne Gegenstände dieser Serie rühmen dürfen. Den Decken wendet sich eine ganz besondere Vorliebe zu, und so viel auch bereits in dieser Richtung hin geschaffen wurde, immer erstehen, unterstützt und bereichert durch neue Erfindungen der Zu-

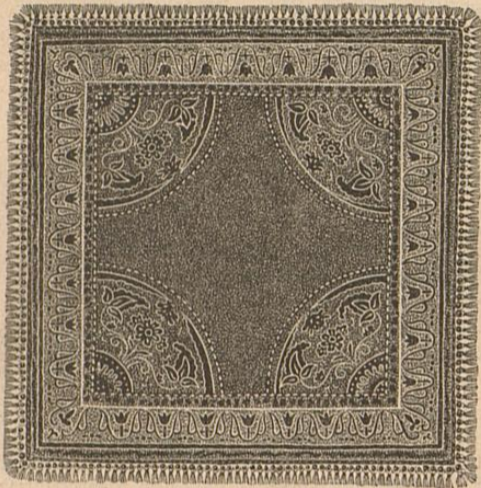


Abb. 7.

bustrie, neue Erscheinungen von fesselndem Reiz. Unter den Decken von schwerem Stoff nehmen solche mit Bordüren in „Smaragdstickerei“ (Abb. 7) den Vorrang ein. Diese Bordüren sind eine Art Plüsch- oder Veloursgewebe, in Zeichnung und Farben an den indischen Shawl erinnernd. Die Handarbeit besteht darin, sämtliche Dessinfiguren der Bordüre mit Brillantfäden oder „Krausgespinnst“ (ein aus Metallfäden, Gold, Silber oder Kupfer und Seide gedrehtes feines Schnürchen) einzuranden. Die Wirkung der Stickerei ist von meisterlicher Feinheit. In ähnlicher Weise werden auch Gobelinbordüren benützt und für Tischdecken wie auch für Vorhänge, Portiären zc. verwendet. In größeren Möbelstoff-Magazinen findet man derartige Bordüren für größere und kleinere Decken vorrätzig. Eine neue Stoffart ist der bobbinet. Er erinnert im Gewebe an den Schweizer Tüll und existirt als Spitze in verschiedenen Breiten zum Verzieren eines Fonds von absteichendem Stoff, als Bordüre, als längliche, quadratförmige oder runde Decke. Die Dessins des Gewebes weisen Arabesten, Blumen, Thier- und Menschengebilde auf. Das bobbinet-Gewebe von meist gelblicher Farbe wird mit Fitojelleseide, Wolle und Metallfäden in verschiedenen Farben und Stichtarten bestrickt, auch Figuren aus Stoff, wie Plüsch, satin, bedruckter Cretonne zc., werden ihm applicirt je nach Geschmack und Erforderniß des Dessins. Die Decke, Abb. 8, ist in japanischem Geschmack. Die Figuren in den Ecken sind aus Cretonne mit Stickerei



Abb. 8.

von Seidenschur, das breite Bandeau, das den Fond von der Bordüre trennt, ist von olivfarbenem Plüsch. Krausgespinnst und Seide überdecken die übrigen Figuren.

Ein anderes Gewebe, „Uarda“ genannt, macht den Eindruck,

passendem Stoff oder in Stickerei beliebigen Genres gefertigt, der Sessel selbstverständlich von soliderem Material, schwarz, braun oder bronzirt, gewählt werden.

Aus dem entlosten Reich der Phantasiearbeiten haben wir heute als Vertreter einer ganzen Collection von Kästen einen hübschen Behälter für Cigarren entlehnt (Abb. 6). Derselbe ist aus Eberholz hergestellt, glatt mit olivfarbenem Plüsch bekleidet und auf dem Deckel mit einem Monogramm in Goldstickerei versehen. In dieser Art lassen sich viele Gegenstände, deren Grundform aus rohem Holz oder Pappdeckel besteht, wie Handschuhkasten, Mappen, blocs zc. arrangiren, und sie gewinnen durch die gebiegene Einfachheit oft mehr, als durch reichen Zierrath von Stickerei.

Eine Umschau sei noch auf dem Gebiete der Decken gehalten,

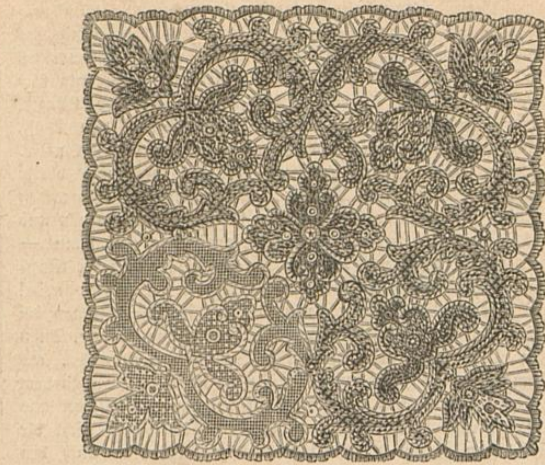


Abb. 9.

als hätte man Guipürestickerei auf Gazeleinen ausgeführt. Die Stickerei, dem das Gewebe als Unterlage dient, wird in derselben Weise wie auf bobbinet-Gewebe mit Seide und Metallfäden gearbeitet. Abb. 9 zeigt eine solche Decke zum Theil ausgeführt, zum Theil läßt sie das Gewebe erkennen. A da Bonheur.

(Die Abbildungen Nr. 1 und 3 sind dem Magazin von C. Schmidt, Friedrichstr. 78, Abb. Nr. 2 und 9 dem Magazin von E. A. König, Jägerstr. 23, Abb. Nr. 4 und 5 dem Magazin von Anjon & Schuerzel, Wilhelmstr. 49, und Abb. Nr. 6-8 dem Magazin von D. Krappe, Leipzigerstr. 129, entnommen.)

Wirthschaftsplaundersien.

Ein patentirter Leuchter mit Selbstzunder, den die nebenstehenden Holzschnitte zur Anschauung bringen, ist zur Füllung mit Benzin (Petroleum-äther) bestimmt und kann, durch die Eigenthümlichkeit seiner Construction, ohne Gefahr gebrannt werden. Die Anzündvorrichtung (Fig. 2) macht den Gebrauch von Streichhölzern überflüssig. Der patentirte Leuchter, solide und elegant in der Form, dürfte in jedem Haushalt, Comptoir und Hotel willkommen sein. Er wird mit ungefähr 30 Gramm Benzin gefüllt, brennt 7 bis 8 Stunden rauch- und geruchlos, mit gleichmäßiger und ruhiger Flamme, heller als eine Stearinterze und bedarf für diese Brenndauer eines Kostenaufwandes von etwa 3 Pfennigen. Das Licht selbst kann in jeder Lage brennend gehalten werden, ohne daß ein



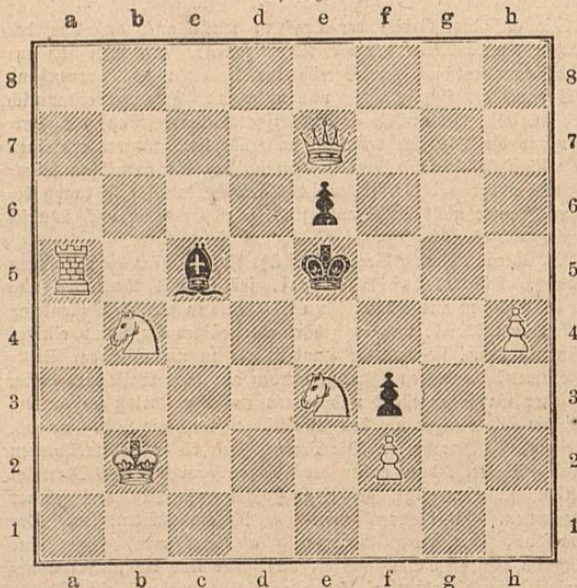
Auslaufen der Flüssigkeit zu befürchten ist. Die Flamme läßt sich leicht reguliren und ist der Leuchter somit auch als Nachtlicht zu benutzen. Der Selbstzunder ist unverwundlich. Die Entzündung erfolgt durch Heben einer sich am Fuße der Kerze befindlichen, leicht zu handhabenden Anzündungsvorrichtung bis zur Spitze derselben. Der Preis des neuen Leuchters mit Selbstzunder stellt sich auf 10 Mark, vorrätzig ist derselbe im Magazin des Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 77.

Von S. Loyd.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 75 Seite 61.

Weiß.

Schwarz.

1. Tg6-c6 Df3-d1 oder -f1+

2. Tc6-c1 matt.

A.

1. Df3-c3 oder -f6+

2. Tc6-n.c3 oder n.f6 matt.

B.

1. Df3-n.c6 oder anders

2. La8-n.c6 oder Tc6-c1 matt.

Buchstaben-Räthsel.

u	e	e	e	f
c	c	n	n	n
w	h	h	t	r
l	l	s	s	f
i	a	A	a	o

Die Buchstaben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß sie eine bekannte Stelle aus der Oper „der Freischütz“ ergeben.

RäthselSpruch.

1, 2, 3, 4 ist jeder Zeit Die edle holde Weiblichkeit. Der größte Schatz für Herzenskenner 4, 3, 2, 1 für alle Männer.

Dreifüßige Charade.

Die Erste wie die letzten Weiden Löst jeder gern stets pünktlich ein. Es wird nicht leicht zu unterzeichnen Von Zant und Streit das Ganze sein.

Auflösung der räthselhaften Inschrift Seite 80.

Oh wie stark und immer ritterlich ist er.

Auflösung des Quadrat-Räthfels Seite 80.

E	va
La	den

Auflösung der drei Kapsel-Räthsel Seite 80.

Nr. 1. Eden (Liebe denn). Nr. 2. Heine (ich einen). Nr. 3. Erich (Erde richten).

Correspondenz.

Literatur und Kunst. Unter dem Titel „Kunst-Scherben“ hat Herr Gustav Spielhagen in Berlin SW., Friedrichstraße 49a, die erste Lieferung einer Sammlung von originell und geistreich erfundenen Vorlagen für Majolikamalerei im Specieellen und für Decorationsmalerei im Allgemeinen herausgegeben, die allen denjenigen auf das Wärmste zu empfehlen ist, welche sich, sei es zum Broderwerb, sei es aus dilettantischen Neigungen, mit dieser Kunst beschäftigen. Die Entwürfe haben sämmtlich bereits die Feuerprobe der Praxis durchgemacht, da sie in der bekannten Dessin-Fabrik in Berlin ausgeführt worden sind. Diejenigen, welche im reichsten Farbendruck reproducirt worden, dienen zum Schmuck von Schalen, Kannen, Krügen, Seibeln, Fliesen, Oestkacheln u. s. w. und verbinden in sehr geschmackvoller Weise figurliche und ornamentale Elemente. Das schöne Werk wird in 4 Lieferungen zu 6 Blatt erscheinen, von denen jede 10 Mark kostet. Diese Vorlagen werden besonders auch allen denen willkommen sein, welche die im vorigen Jahrgang des Bazar Seite 368 beschriebenen Majolika-Lackfarben von R. Jacobsen, Berlin N., Chausseestraße 38, benutzen, mit Hilfe welcher Farben man ohne Einbrennen für den Schmuck der Zimmer Teller, Platen zc. decoriren kann. Die notwendigen Majolikafarben sind ebenfalls aus dem Kunstmaterial-Magazin von Spielhagen zu beziehen.

Toilette, Mode, Handarbeit. E. B. B. in Baal. Um Blumen und Blättern beim Trocknen derselben die natürliche Farbe zu erhalten, legt man sie in eine etwa bis zu 1/2 Höhe mit heißem Sand gefüllte Kiste (deren Boden mit Löchern versehen ist) und bedeckt sie vollständig mit heißem Sand. Nach vollständigem Erkalten läßt man den Sand durch die Löcher am Boden der Kiste ablaufen. — Das Sektiren der Blätter erreicht man, indem man die halbtrocknen Blätter auf eine Tischplatte legt und leicht mit einer Bürste so lange auf dieselben klopf, bis alle Mägen der Blätter entfernt sind. — Eine Neugierige. Starke Damen sollen stets bedacht sein, solche Schnittformen zu vermeiden, welche die Contouren des Körpers scharf umschließen. — Jubel-Abonnettin (Pfarrfrau in W.). Zahlreiche Vorlagen für Tüll-Durchzug und Häkeln erschienen im „Bazar.“ Wählen Sie nach dem Inhaltsverzeichnis, welches in jeder letzten Nummer jedes Jahrgangs enthalten ist, geeignete Muster. Die erbetenen Monogramme sollen demnächst erscheinen.

Verschiedenes. Fior Angela. 1. Wie Ihnen beliebt. 2. Beilchen und Rejeda. — Winterwalderin. Ja; sie sind durch jede Buchhandlung zu beziehen. — Unbescheidene. Rudolf. — Unwissende. Sie mögen in dieser Beziehung immerhin eine Unwissende bleiben. — N. K., Budapest. Mit beiden Gattungen überhäuft. — S. L., Hamburg. Läßt sich leider nicht durchführen.

Ueber den Verein „Frauenheim“ in Berlin bringt der Bericht für das Jahr 1881, mit der ihm angeschlossenen Bitte, um Förderung des Unternehmens und der Bestrebungen desselben, eine Uebersicht der Vorkommnisse in dem vergangenen Jahre, sowie eine sehr genaue Beschreibung der Einrichtung des humanen, zweckdienlichen Instituts. Wer sich noch näher über alles Bezügliche zu unterrichten wünscht, wird bei dem Herrn Commerzienrath Kühnemann (Berlin, Gartenstraße 21) jederzeit Auskunft erhalten.

Bur gefälligen Beachtung.

Mit dieser Nummer schließt das Quartal. Wir bitten, das Abonnement baldigst erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfange des „Bazar“ vermieden werde. Die Postabonnetten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang aufgegeben werden, die bereits erschienenen Nummern nur auf ausdrücklichen Wunsch und gegen Entrichtung des sogenannten Strafgroschens (10 Pfennige) nachliefert. Es ist mithin empfehlenswerth, das Abonnement stets zeitig vor Ablauf des Quartals zu erneuern.

Die Administration.

≡ Zur Saison. ≡

ILLUSTRIRTE COIFFÜRE

(SEP.-AUSGABE DER DAMENZEITUNG „BAZAR“)

MODEJOURNAL FÜR DAMENPUTZ

PREIS VIERTELJÄHRLICH 3 M.

enthält:

Colorirte Hutbilder

(à 6-7 Modelle).

Colorirte Hutköpfe

(3/4 Lebensgröße).

Colorirte Costümbilder

à 2-3 Figuren.

Tableau's mit Hauben,

Lingeries etc.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements auf das II. Quartal (April - Juni) entgegen.